IV. Jahr Heft 17/18

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Widersacher des Menschen/
Georg Trakl: Gedichte/F. Dostojewski:
Zwei Briefe an seinen Bruder Michail/Georg
Büchner: Szenen aus „Dantons Tod"/
Else Lasker-Schüler: Gedichte/Sören
Kierkegaard: Der Pfahl im Fleisch (Schluß)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. u. 15. Juni 1914 Heft 17/18

Widersacher des Menschen / von Carl Dallago

I.

Ich suche nie eine Gelegenheit, mich kritisch zu betätigen. Aber so oft mir ein Buch, eine Zeitschrift oder sonstwie Gedrucktes zugeht, besehe ich es mir zumeist näher, weil ich denke, es ist mir zugekommen, um von mir besehen zu werden. So unterziehe ich mich dabei gewissermaßen einer Aufgabe; glücklicher bin ich, wenn ich nicht lese. Das rein Beschauliche, das meiner Natur zugrunde liegt, bedarf des Lesens nicht, um sich zu betätigen. Es ist ein Tun des Gefühls, das die Tat in sich verlegt; so wird die Tat als solche nicht ersichtlich. Aber man achte nur auf einen Menschen, der von tiefer Beschaulichkeit zurückkehrt: auch das ungeübte Auge wird erkennen, daß etwas in diesem Menschen vorgegangen ist.

Es gibt auch eine Beschaulichkeit im nachhinein. Man hat z. B. irgend etwas gelesen und schmeckt den Kern erst, sobald man wieder mit sich und seinen Gedanken allein ist. Und widerstrebt einem auch der Nachgeschmack in vielen Fällen, die Beschaulichkeit hält sich daran, entläßt Einzelheiten (die unter Umständen für sich einnehmen mögen), wird schöpferischer im Aufspüren und entdeckt schließlich die Beschaffenheit, die der fraglichen Darstellung zugrunde liegt und ihren Gehalt bestimmt. Von dieser Beschaffenheit mag der Verfasser eines Buches, eines Aufsatzes oder

was im besonderen Falle eben vorliegt, oft gar nichts wahrnehmen, sei es daß er diese Grundbeschaffenheit überhaupt nie erkannt oder deren Kenntnis bereits aus sich verloren hat, sei es daß er von ihr nichts mehr wissen will und sie schon längst verfärbt und umgetauft hat, um vor dem eigenen Gewissen besser bestehen zu können.

Die nachspürende Beschaulichkeit aber wittert in einem solchen Falle immer mehr das ängstliche Zusammenraffen aller Notbehelfe, die dem Autor geeignet scheinen mochten, jeder Ueberführung eines Selbstbetrugs vorzubeugen. Doch gerade kein an anderes Ziel mehr zu kennen scheint als den Selbstbetrug dessen, der sich ihrer bedient. Dergleichen fühle ich auch jetzt, da ich Kundgebungen von Arthur Drews auf mich wirken lasse, dessen „neureligiöser" Eifer nachgerade kein an anderes Ziel mehr zu kennen scheint, als das, mit der historischen Existenz Jesu gewaltsam aufzuräumen; und Aehnliches verspürt meine Beschaulichkeit, wenn sie den Ergebnissen nachsinnt, die in dem Buch „Astrale Geheimnisse des Christentums" von einem Anhänger Drews', dem Polen Andrzej Niemojewski, niedergelegt sind. Was ich dabei aufs deutlichste gewahre, ist: ihre Wesensbeschaffenheit macht beide Autoren zu *Widersachern des Menschen*.

*

Wie aus meinen Schriften zu ersehen ist, geht meine Ueberzeugung dahin, daß Menschwerden für den Menschen ein Schweres und Seltenstes ist. Notwendige Voraussetzung dieses Menschwerdens ist, daß man das eigene Leben entdeckt hat, daß man in Wahrheit *ist*. Wo sich das eigene Leben noch zu wenig fühlbar macht, wird auch das *Sein* noch zu wenig verspürt. Und dies bedingt wiederum, daß man auch nicht *werden* kann. Man kann dann höchstens etwas aus sich machen, und will auch in der Regel mög-

lichst viel, womöglich etwas Großes, aus sich machen. Und da man, wie angedeutet, im Grunde noch nicht ist, bevor man nicht zum eigenen Leben erwacht ist, so ergibt sich von selbst, daß man bei solcher Veranlagung immer etwas anderes aus sich macht, als man ist. Man macht also, *anstatt ein Sein zu sein*, aus sich *ein Scheinen*. So werden Menschen — „die Menschen" schlechtweg — zu Widersachern *des Menschen*, wie der Schein zum Widersacher des Seins wird. Die Existenz einer Welt nun, die aus dem Zusammenwirken solcher auf den Schein gestellter Menschen entstanden ist, gründet sich somit auch darauf, daß in dieser Welt die Widersacher des Menschen das Herrschende sind. So wird die „Welt" die größte Widersacherin des Menschen. Es bestimmt den Wert dieser Welt für *den Menschen*.

Im Grunde ist jedoch das eigene Leben in jedem Menschen vorhanden; es liegt nur verschüttet und harrt der Bloßlegung. Der schöpferische Mensch — und nur er — hebt dieses eigene Leben durch die Kraft seines Schöpferischen ans Licht, und zwar umsomehr, je schöpferischer er ist. Dieses Leben nun, das in den Werken der schöpferischen Menschen bloßgelegt ist, spornt wiederum andere Menschen an, ihr eigenes Leben bloßzulegen, und stellt ihnen die Bedingungen vor Augen, unter denen sich die Menschwerdung vollziehen kann. Darin vollendet sich sozusagen der Prozeß des Schöpferischen, der immer vom Menschen zum Menschen geht. Denn der Einzelne — wenn er nur vereinzelt genug ist — ist niemals Widersacher des Menschen.

In den Menschen aber, die nur diese Welt leben, ist das eigene Leben nicht nur verschüttet, sondern von dem Treiben der Welt förmlich mit Beschlag belegt. So wird ihr Wachstum mehr und mehr Verflachung; sie breiten sich aus bis zu ihrem völligen Verfall, bis jeder Rest von eigenem Lebensgefühl in ihnen versickert ist. Aehnlich wie ein Fluß versickern müßte, der sein Bett verließe in dem Drang, sich

über die ganze Welt zu verbreiten; die Welt als Bett gewönne er schon, aber er hätte kein Wasser, er hätte das Element nicht mehr, das seine lebendige Existenz bedingt.

Menschen, die derart veranlagt sind, sind die eigentlichen Wisser; das Orientiertsein ist ihre Stärke. Doch sie bezeugen damit nur, daß Wissen Ohnmacht ist und Orientiertsein allein die Einbuße aller eigenen Lebenskraft bedeutet. Jünger der ernsten Wissenschaft zählen nicht zu ihnen; diesen verringert ihr Wissenswachstum wohl auch das Wissen, wie es beim schöpferischen Wachstum der Fall ist, nur kommen sie zu solchem Wachstum nicht direkt durch ihr eigenes Werden, sondern erst durch die Betrachtung fremden Lebens. Und niemals käme ihnen in den Sinn, ein Menschenbeispiel durch mehr oder minder billige Kombinationen auslöschen und ein solches Gebahren noch für Wissenschaft ausgeben zu wollen. Denn der echte Jünger der Wissenschaft bedarf des heroischen Charakters und somit auch des Menschenbeispiels, er ist kein Widersacher des Menschen.

Freilich, in unserer Zeit der Popularisierung, d. h. der Verpöbelung der Wissenschaft, in der das Ansehen eines Forschers von dem Rang seiner Weltlichkeit und von der Gunst der Oeffentlichkeit bestimmt wird, mag es schwer fallen, derartige Jünger der Wissenschaft noch aufzufinden. Auch ist die Wirkung der Wissenschaft eine völlig andere geworden. Früher nahmen die Tropfen des gefundenen Wissens noch klärenden Einfluß auf die Zeit, während heute die Zeit förmlich überschäumt von Aufgeklärtheit und die beispiellosen Verwässerungskunststücke eines vermeintlich ins Ungeheure gestiegenen, in Wahrheit aber gründlich verstiegenen Wissensfortschritts ihr dazu dienen müssen, alles eigene Leben in den Menschen zu ersäufen. Da ist es kein Wunder, daß man die wenigen großen Menschenbeispiele, deren unsre Zeit noch gewahr wird und die von solchen Fortschritten nur fortweisen, als störend empfindet, daß man sie

tilgen will, umsomehr als diese Beispiele noch immer ersichtlich zu machen vermögen, wie jene trüben Springfluten des Fortschritts meist nicht mehr als eitel Schaum eines in Zersetzung begriffenen Menschentums sind. Und solchem verfallenen Menschentum ist der Mensch nicht nur ein beständiger Vorwurf, sondern ein kränkend Ueberlegenes, dem es nur als Widersacher entgegentreten kann. Denn als Gläubiger des Fortschritts kann es natürlich keine Forderung anerkennen, die sich auf die Ueberlegenheit eines rein Menschlichen von jeher stützt.

Aber diese Widersacher-Position nötigt letzten Endes zur Entgegnung, zur Widerlegung, zum Anbringen eines Gegengewichts im eigenen Menschentum. Das mag dort freilich seine Schwierigkeiten haben, wo nichts Eigenes mehr vorhanden ist, das sein Gewicht im Ausfall geltend machen könnte. So sinnt man auf Mittel, dem mißliebigen Menschenbeispiel auf andere Art wirksam begegnen zu können, in der Hoffnung, es soweit zu bezwingen, daß es der Schwäche des eigenen Menschentums nicht länger zum Vorwurf gereicht. Diese Absicht glaubt man am besten dadurch zu erreichen, daß man ein solches Menschenbeispiel als ideelles Wahngebilde hinstellt, indem man nachzuweisen versucht, daß der Mensch, der Träger dieses Beispiels ist, nie gelebt hat, daß alles, was von ihm auf uns gekommen ist, eitel Legende ist, die auf diese oder jene Weise entstanden ist. Und wenn schon alles, was zur Bekräftigung dieser Ansicht sich hienieden auftreiben läßt, nicht mehr ausreicht, die Angelegenheit nach Wunsch aus der Welt zu schaffen, so greift man eben — warum denn nicht? — zu den Zeichen und Vorgängen in der Sternenwelt. Wozu auch sollten diese dienen, wenn nicht zu Zwecken dieser Welt! Und womit wäre der Existenz dieser Welt mehr gedient als mit der Existenzverneinung eines Menschen! Das erhellt deutlich, was dieser Welt der Mensch ist. Es erhellt

aber auch, wie ungeheuerlich die Wissenschaft heute mißbraucht wird, sogar auf einem vulgären Neigungen so entrückten Gebiet, wie es die Astrologie ist. Früher mußte diese dem Menschen Beistand leisten gegen den Widersinn dieser Welt; sie stand mit dem Menschlichen gegen das Weltliche im Bunde, und war auch nur erschlossenem Menschentum zugänglich. Heute verwendet einer diese Wissenschaft dazu, ein Menschenbeispiel zu tilgen, um damit der Welt zu dienen, und betitelt den Effekt seines Ehrgeizes, ein rein Menschliches in ein völlig Weltliches aufzulösen, ebenso effektvoll wie bezeichnend: „Astrale Geheimnisse des Christentums". Dafür entfaltet aber auch dieses Werk das ergötzliche Schauspiel eines Christentums, in dem Stuben- als Schriftgelehrte auftreten, „welche mit Hilfe von Astralgloben Astraltexte anfertigten und Astralbilder malen ließen, die den Stempel einer esoterischen Weisheit tragen." Demzufolge hat man es hier natürlich „mit einer esoterischen Astrologie zu tun." Und das, scheint mir, wird wohl stimmen; denn eine Wissenschaft, die vergewaltigt wird, muß ja wohl esoterisch werden.

*

Diese „Astralen Geheimnisse" also beginnen so: „Das Christentum taucht in einer Epoche auf, als eben das römische Kaiserreich unter dem Banne der Astrologie, welche nach der richtigen Aussage Bauché-Leclerq's eine Religion gewesen war, sein sonderbares Leben fristete". — Wieso „nach der richtigen Aussage?" Warum nicht einfach „nach der Aussage?" Denn es dürfte dem Verfasser doch wohl schwer fallen, die Richtigkeit der zitierten Aussage zu erweisen. (Freilich käme es auch darauf an, was unter „Religion" verstanden wird.) Aber schon wird weiter berichtet: „Die Astrologie beherrschte in gleichem Maße die Gemüter des Pöbels und der Cäsaren." — Nun, von diesem „sonderbaren Leben" der Welt, möchte man meinen, müßte sich eben

das Christentum, und zwar je mehr es den Spuren Christi folgte, umso mehr auch entscheidend abgehoben haben. Denn daß es damals mit der Welt so stand, würde eben wiederum nur bezeugen, daß das Christentum dieser Welt gegenüber etwas ganz Neues, etwas völlig Anderes war.

Aber ein solches Christentum kann der Verfasser nicht brauchen; er ist zur Erreichung seiner Zwecke auf das Treiben der Welt angewiesen, und dieses soll also damals unter dem Bann der Astrologie gestanden sein. Diese Wahrnehmung ermuntert den Verfasser zu dem „wissenschaftlichen" Unterfangen, das Christliche von damals auf astrologische Vorstellungen zurückzuführen. Was schon aus den Titeln der vier Kapitel zu ersehen ist, aus denen das Buch besteht und die folgendermaßen lauten: erstens „Astrologie und das eucharistische Opfer", zweitens „Die Verspottung Jesu im Lichte der astralen Mythologie", drittens „Das mystische Ei" und viertens „Das Erforschen der Fußstapfen des Herrn".

Die beabsichtigte Wirkung der Darstellung auf den Leser sollte sein: diesen zur Einsicht zu bringen, daß Jesus als Person nie gelebt habe. Diese Absicht ist umso weniger zu verkennen, als sie im übrigen vorsichtig umschrieben ist. Die tatsächliche Wirkung freilich ist — auf mich wenigstens — die entgegengesetzte; mir brachte das Gelesene immer tiefer und unerschütterlich zum Bewußtsein, daß die einstige Existenz Jesu nicht auszulöschen ist. Aus der ganzen Art des Buches geht genugsam hervor, daß weder die Methode des Verfassers noch die Beschaffenheit seines Menschentums für das Ziel, das er sich gesteckt hat, ausreicht. Beides ist außerstande, überhaupt nur an die Gründe heranzukommen, die für die Existenz Jesu Zeugnis ablegen. Denn ein Menschentum, wie es diese „Geheimnisse" zur Schau stellen, wird niemals verstehen können, daß das Menschentum, das sich in den Evangelien-

berichten kundgibt, unmöglich das Produkt einer astralen Mythologie oder einer esoterischen Astrologie sein kann. Unter solchen Umständen überrascht es auch nicht weiter, daß der Verfasser lauter Dinge berührt, die wohl mit dem Verfall des Christentums, ja mit dem Christentum als Verfall, mit dessen Weltlichkeit, zu tun haben mögen, die aber dem Menschentum, das in den Evangelienberichten unverwüstlich umgeht, nicht das Geringste anzuhaben vermögen. Denn weder das „eucharistische Opfer" noch das „mystische Ei" gehören zum Wesen dieses Menschentums. Und die „Fußstapfen des Herrn", insoferne darunter eine Wahrnehmung des Menschentums Jesu zu verstehen ist, sind immer nur in der eigenen Seele zu suchen und wohl erst dann aufzufinden, wenn der Mensch soweit erschlossen ist, daß er in dieser Welt die größte Widersacherin des rein Menschlichen zu erkennen beginnt. Zur Erklärung der Verspottung eines reinen Menschen von Seite dieser Welt bedarf es darum auch kaum der Astralmythologie; denn eine tätliche Verspottung dieser Art wäre sicher das Alltäglichste, wenn eben das Reinmenschliche ein Alltägliches wäre. Immerhin mag die Darstellung einer Verspottungsszene auch aus astralen Figuren ausfindig zu machen sein. Aber wie belanglos erscheint ein solcher Umstand in Rücksicht auf jenen anderen, demzufolge doch auch das Tatsächliche einer derartigen Verspottung alles Schwergewicht verliert, sobald es sich um das Beispiel eines Menschen handelt, der gekreuziget wurde!

*

Die Möglichkeit einer genauen Ueberprüfung der in Rede stehenden Forschungsergebnisse ist nun allerdings an Voraussetzungen gebunden, die mir fehlen. Es wäre eigentlich erforderlich: ein Astralglobus, die Kenntnis der Katakombenfresken und der Capella Greca, endlich auch das Studium der Werke „Fractio panis" und „Die Malereien der Katakomben Roms" von Josef Wilpert. Man sieht, der Verfasser

schafft komplizierte Bedingungen für die Kontrolle seines Werkes; ich möchte mir gar nicht wünschen, diese Bedingungen, die mir zu abseits der Aufgabe eines Menschen liegen, erfüllen zu können. Auch nimmt mir die Art, wie astrale Gelehrsamkeit hier auftritt, den Rest meiner ohnedies geringen Sympathieen für den Eifer einer solchen Methode. Sie erschöpft sich in kleinlichstem Herumtüpfeln, nur um dem Material der Untersuchung die erwünschte astrale Bedeutung abzugewinnen. Aber es ist wohl nicht sonderlich schwer, aus alten Fresken, die mehr oder minder beschädigt oder allein schon durch das Alter halb unkenntlich geworden sind, eine beliebige Deutung herauszulesen. Dessenungeachtet angenommen (wenn auch nicht zugegeben, denn mir fehlt das nötige Vertrauen zum Verfasser), es verhalte sich wirklich alles so, wie das Buch es dartut, und das, was vorgebracht wird, hätte somit auch Anspruch auf wissenschaftliche Geltung: so würde diese Wissenschaft doch in dem Moment zur Afterwissenschaft, in dem die Resultate solcher Findigkeit zur Verneinung der menschlichen Existenz Jesu verwendet würden. Denn das Gefundene bezöge sich (wie schon aus meiner diesbezüglichen früheren Bemerkung hervorgeht) nicht auf das Urchristliche, das ja das Christliche Christi sein müßte, sondern immer nur auf das Urkirchenchristliche, also nur auf eine bereits geschädigte, auf eine weltlich abstrakte Form des Christlichen Christi. Es würde besagen, daß weltliche Vorstellungen, zu denen auch die astrologischen gehören, das Christliche Christi schon damals so beeinflußten und entstellten, daß ein Kirchliches daraus wurde. Und daß somit schon dieses Urkirchenchristliche nicht als ein ursprünglich Christliches, sondern als ein Christliches anzusehen wäre, das bereits durch weltliche Einflüsse eine Umgestaltung erfuhr. Es erwiese wiederum, daß das Kirchliche immer auch aus einem Weltlichen geworden ist. In diesem Zusammenhang verstände ich auch den Ausspruch:

„Ein schlagendes Symbol der Vereinigung des Sonnen- und Mondkultus ist in der christlichen Kirche die Monstranz". Denn vom Christlichen Christi ist die Monstranz sicher nicht herzuleiten. In ähnlicher Weise mag das Astrologische des Buches auch mit dem „Gott Jesus" des Verfassers zu tun haben; mit dem Menschen Jesus hat es rein gar nichts zu tun. Und schließlich müßte der Verfasser einsehen, daß das Resultat seiner Forschungen ihn nicht berechtigt, von den Evangelisten zu sagen: „Es waren doch Männer des Buches und der Feder, die echtesten Stubengelehrten im vollsten Sinne des Wortes"; sie „standen also an Astralgloben und indem sie dieselben in der heiligen Stille ihrer Studierzimmer hin und her stellten, erforschten sie die Fußstapfen des Herrn". (Hier wird eine Wissenschaft, die Wissenschaft bleiben will, wohl kaum mehr folgen können; doch überlasse ich das ihr zur Entscheidung.)

Ich habe nur noch auf die völlig intellektische Art des Verfassers hinzuweisen, die bisweilen besonders unerquicklich zum Vorschein kommt. So wird einmal die albernste Abergläubigkeit des niederen Volkes (die überdies wohl fraglich ist) vom Verfasser zur besseren Durchführung seiner Absichten herangezogen, indem er bemerkt: „Mein gelehrter Feund, Herr Marjan Wawrzeniecki, teilt mir mit, daß in dem Dorf Myslakow, im Königreich Polen, das Volk fest daran glaubt, daß die Sonne während der Osterprozession sich dreimal vor dem auferstandenen Jesus verbeuge". Des weiteren heißt es: „Die Jungfrauengeburt gehört zu den ältesten menschlichen Begriffen und entstammt jenen Zeiten, als die in der Polygamie und Polyandrie lebenden Menschen noch nicht wußten, daß der geschlechtliche Umgang eine Bedingung der Schwangerschaft sei. Heute noch leben in Australien Stämme in einem so überaus niederen Stand des Wissens."

Aeußerungen dieser Art bekommt man von allzu eifri-

gen Verfechtern des Entwicklungsglaubens immer wieder zu hören. Ich aber denke: Wenn schon jemals an eine Jungferngeburt in diesem Sinne geglaubt wurde, dann höchstens unter Menschen und Völkern, die von einer verstärkten kirchlichen Moral und der entsprechenden Zivilisation lange Zeit völlig beeinflußt wurden. Denn der mehr natürliche Mensch entdeckt wohl auch mit der Oertlichkeit der Herkunft des Kindes die Ursache dieser Herkunft. Aber der Nur-Intellektmensch bildet sich immer ein, sein Intellekt sei der Schlüssel für die Eröffnung der natürlichen Dinge. Ein solcher Intellekt charakterisiert sich in der Mitteilung: „In der Stadt Czenstochau hatte ich Gelegenheit gehabt, in einem farbigen Rollbilderpanorama die Leidensgeschichte Jesu zu besichtigen. Die Geißlungsszene wurde absichtlich mit großer Kenntnis der Psychologie des versammelten Wallfahrtspöbels in die Länge gezogen. In dem verdunkelten Zuschauerraum ließen sich Seufzer und Wehrufe hören, in ihrem frommen Grundton waren jedoch die Helmholtz'schen Nebentöne einer ungeheuren, unbewußten sexuellen Wollust hörbar." Und ordentlich gebläht von der Sterilität seines gelehrten Dünkels ruft der Verfasser aus: „Welch ein Abstand von dem Inhalt des antiken Katakombengemäldes und seiner astrologischen Symbolik!"

Ich aber frage: Was ist hier menschlich reiner: der fromme Grundton einer unbewußten sexuellen Wollust, oder der sich überlegen fühlende Intellekt, der sich abmüht, jener astrologischen Symbolik zu Ansehen zu verhelfen, dabei aber in gehörigem wissenschaftlichen Abstand gerade noch erlauscht, daß es sich bei jenen Wollusttönen um die Helmholtz'schen Nebentöne einer ungeheuren Wollust handelt?

Am bezeichnendsten für die rein intellektische Art des Verfassers dürfte jedoch der Ausspruch sein: „Die Mystiker glauben, daß im Augenblick einer außerordentlichen geistigen Erhebung die Leiber der Propheten und Magier strahlen

und daß hier die Quelle der künstlerischen Darstellungen von Nimben und Glorien zu suchen sei. Die Naturforscher aber meinen, daß eine Ausstrahlung auch ohne irgendwelche Geisteserhebung, und zwar nicht nur bei Propheten und Magiern, sondern auch bei den gewöhnlichsten Alltagsmenschen vorkommt!"

Welch ein evolutionistischer Vergleich, der den Fortschritt vom Mystiker zum Naturforscher so völlig objektiv zu feiern weiß, dabei jedoch nicht zu merken scheint, daß der Mystiker als solcher eine Ausstrahlung der gewöhnlichsten Alltagsmenschen gar nicht wahrnehmen kann und will, weil sein tiefer Wirklichkeitssinn am Menschen nur den Ausbruch einer Geistigkeit erstrahlen sieht. Es ergäbe vielleicht doch, daß der Mystiker der höher stehende, weil tiefer veranlagte Naturforscher ist!

*

Das Werk „Astrale Geheimnisse des Christentums" des Polen Andrzej Niemojewski schließt also ab: „Das Erspähen der Fußstapfen des Herrn, Jahve, Christus, des Fatums, ganz einerlei, ist nur eine Urform des heutigen Erforschens der Fußstapfen der Natur, um ihre Geheimnisse zu entdecken und danach zu leben. Anstatt der Bücher ‚Ueber die Nachahmung Christi' erscheinen Drucke mit dem Titel ‚Zurück zur Natur'. Und anstatt der Evangelien von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes erscheinen Physiologien, Biologien, Neurologien, Pathologien usw. . . . Mit der ungestümen Entwicklung der Naturwissenschaft und Technik entstand ein neues Zeitalter der Form des menschlichen Daseins und eine solche Gedankenumbildung, daß es einem modernen Menschen nicht leicht ist zu verstehen, wie vor Jahrtausenden religiöse Denker die Fußstapfen des Herrn erforschten, der als eine kosmische Kraft, die sich materialisiert und einen menschlichen Leib angenommen hat, begriffen wurde."

Hier also hat man es schwarz auf weiß, was ein astraler Materialist unter Natur versteht! Da muß man sich wahrlich besinnen: Ist das ‚Esperanto' nicht auch von einem Polen? Denn diese Weltsprache, scheint mir, wird ebenso wenig imstande sein, eine Sprache zu ersetzen, wie „astrale Geheimnisse" jemals das Lebensbeispiel eines Menschen ersetzen können. Der Hang und die Fähigkeit jedoch zu solchen Machenschaften bezeugen mir den Zerfall alles ursprünglichen Lebensgefühls in ihren Trägern. Er müßte notgedrungen auch den Zerfall der inneren Selbständigkeit zur Folge haben. Und der Zerfall dieser inneren Selbständigkeit könnte, wenn er in einem Reiche das Herrschende wird, seinerseits den Zerfall der Selbständigkeit des Reiches nach sich ziehen. Ehe sich aber ein solcher Zerfall des Lebensgefühls in einer Darstellung offenbart, muß er schon einige Zeit vorhanden sein. Er müßte also, wenn er in Kundgebungen von heute ersichtlich wird, auch in der vorhergegangenen Generation anzutreffen gewesen sein. So könnte der vorliegende Fall vielleicht einigermaßen Aufschluß darüber geben, warum das Königreich Polen seine Selbständigkeit einbüßte. Die „Astralen Geheimnisse" heben ja da und dort die ausschweifende Abergläubigkeit des niederen polnischen Volkes hervor. Noch deutlicher jedoch, obschon sie kein Wort darüber verlieren, enthüllen diese „Geheimnisse" den verheerend ausschweifenden Intellektualismus einer mehr oder weniger herrschenden Klasse — einen Intellektualismus, der die ursprünglichen Kräfte des Menschen so zersetzt, daß er schließlich jenem Flusse gleicht, der vermeintlich die ganze Welt als Bett gewonnen, dafür jedoch das Wasser, sein Lebenselement, völlig verloren hat.

* * *

Das Werk „Astrale Geheimnisse des Christentums“ wäre somit für mich erledigt. Aber Arthur Drews tischt es in der „Tat“ nochmals lobgepfeffert auf, zunächst wohl deshalb, weil der Pole offen bekennt, „der Richtung Drews“ anzugehören. Leute wie Drews müssen eben, wie es scheint, um jeden Anhänger froh sein; wie übel wäre es auch von vorneherein um ihre Sache bestellt ohne das Rückgrat einer Gemeinschaft! Die Gemeinschaft hält und erhält sie und nährt ihre Ideen, die nicht im Mensch-sein verwurzelt sind, sondern durch Zusammenstehen künstlich Wurzel zu treiben suchen. In meinem Essay „Verfall“ habe ich auch den Verfall Drews', als des Verfassers der „Christusmythe“, aufgedeckt, aber es ist nötig, daß ich nochmals auf dieses Werk zurückkomme.

Der Grundton bei Drews geht, wie bei seinem polnischen Anhänger, auf Entfernung des Menschen Jesus aus. Die eigentliche Untersuchung ergeht sich aber in ganz anderen als astralen Bezirken und müßte demzufolge auch in völlig anderer Art erweisen, daß der Mensch Jesus nie gelebt habe. Ein solcher Nachweis wäre aber wohl nur dadurch zu erbringen, daß endlich klargestellt würde, wie all das, was uns als Zeugnis für den Menschen Jesus überliefert ist, zustande gekommen ist. Denn vorhanden ist es nun einmal, und nur der Umstand allein, daß es den Intellektmenschen ein Aergernis ist, schafft es noch nicht aus der Welt. Gesetzt den Fall nun, ein solcher Intellektmensch fände für die Entstehung dieser ärgerlichen Tatsache eine bestimmte Erklärung, und ein anderer entdeckte für dasselbe Phänomen eine andere Herleitung, so stünde eigentlich das Ergebnis des einen *wider* die Erklärung des anderen und erwiese schließlich auf beiden Seiten nur die Fragwürdigkeit des Gefundenen.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen Arthur Drews und dem Verfasser der „Astralen Geheimnisse des Christentums". Jedenfalls ist Drews noch nicht wie der Pole darauf verfallen, das Christentum auf astrale Vorstellungen zurückzuführen. Er stöbert andere Erklärungen für den Ursprung des Christentums auf, z. B. Vorstellungen „aus der indischen Gedankenwelt", den „Einfluß des Gnostizismus und der philonischen Logoslehre" und so weiter. Nur einmal bringt er „das Lamm als Symbol des Messias" mit dem „Zodiakallamm", dem „Widderzeichen", in Verbindung. Doch alles das bleibt Nebensache für die beiden Intellektmenschen, die in der Hauptsache geeint sind, nämlich: in der Absicht, den Menschen Jesus zu verneinen, und in dem Unvermögen, an dieses Vorhaben — sei es mit ihrem Menschentum, sei es mit ihrem Untersuchungsmaterial — auch nur einigermaßen heranzureichen. Und so eint die Beiden im Grunde doch wieder nichts als der Verfall ihres Lebensgefühls.

Dieser Verfall, der nichts so sehr zu scheuen scheint wie die Existenz und die Wirkung eines reinen Menschen, läßt Drews das Werk des Polen also empfehlen: „Niemojewski macht mit Recht darauf aufmerksam, wie viel erhabener in philosophischer Beziehung diese Vorstellung des dem kosmischen Ei entsteigenden und alles in Bewegung setzenden, der Weltachse entsprechenden Gottes ist als der euhemeristische Begriff einer galiläischen Kleinbürgerin und ihres Sohnes als einer Provinzgröße, die nur eine Bewegung unter Fischern, Zöllnern und Teppichmachern hervorgerufen haben soll . . . So erschließt uns die neu ins Leben gerufene Wissenschaft der Astralmythologie eine Reihe von Zusammenhängen, die uns mitten in den Kern der Entstehung des Christentums hineinführen. Nach den vorliegenden Untersuchungen von Niemojewski wird wohl niemand mehr leugnen können, daß tatsächlich abstrakte Vorstellungen die Ge-

dankenwelt der alten Christen beherrscht und auch die Evangelien in entscheidender Weise beeinflußt haben ... Aber das Vorurteil ist hier noch immer das größte, und die Furcht, mit der Einräumung astraler Beziehungen in den Evangelien den so krampfhaft festgehaltenen vermeintlich geschichtlichen Boden unter den Füßen zu verlieren, wird vermutlich noch lange ein Grund für sie (die Theologen) sein, derartige Untersuchungen wie die von Niemojewski nach Möglichkeit zu ignorieren". Und zum Schlusse seiner Empfehlung bemerkt dieser krampfhafte Wahrheitsapostel: „Es wird wohl noch vieler solcher Untersuchungen wie der von Niemojewski bedürfen, ehe die offizielle Wissenschaft sich herbeilassen wird, die Bedeutung der Astralmythologie auch für die ‚Geschichte' Jesu anzuerkennen. Aber die Tatsachen sprechen zu deutlich, und die Wahrheit liegt zu klar am Tage, als daß es möglich sein wird, sich gegen ihre Anerkennung auf die Dauer zu verschließen."

„Die Wahrheit liegt zu klar am Tage": Hier setze ich ein, um zu zeigen, was einem intellektischen Verfallsmenschen die Wahrheit ist.

*

Arthur Drews also sagt: „Die neu ins Leben gerufene Wissenschaft der Astralmythologie" und unterstreicht damit unbewußt die Ueberprüfungsbedürftigkeit der Ergebnisse einer solchen Wissenschaft, die vielleicht wie eine Mode ins Leben gerufen wird, um auch wie eine Mode wieder zu verschwinden. Trotzdem: ihre „Wahrheit liegt zu klar am Tage", auch wenn das, was sie ins Leben zu rufen versucht, die Ausbreitung völlig toter Dinge über das Leben ist. Auch wenn das, was heute auf astrale Vorstellungen zurückgeführt wird, morgen von einer anderen neu ins Leben gerufenen Wissenschaft vielleicht auf meteorologische Vorstellungen und übermorgen wieder von einer anderen neu ins Leben gerufenen Wissenschaft vielleicht auf aerologi-

sche Einflüsse zurückgeführt wird. Meint doch Drews selber, daß es noch vieler solcher Untersuchungen wie der des Niemojewski bedarf. Und von jeder wird er im Hinblick auf ihre Resultate sagen: „Die Wahrheit liegt zu klar am Tage". Auch wenn die neu gefundene Wahrheit die frühere immer wieder aufhebt. Was verschlägt das! Wenn nur das Ziel aller dieser Wahrheiten dasselbe ist, nämlich: Die Verneinung des Menschen Jesus oder die Verneinung des reinen Menschen. Denn dieser reine Mensch ist, wie gesagt, dem Intellektmenschen ein beständiger Dorn im Auge und als solcher ein lebendiger Vorwurf, indem er immer wieder zur Erkenntnis nötigt, wie völlig unzulänglich alles vom Intellekt Geschaffene ist. Was weiß auch der Intellekt von der Wahrheit! Er, der ein flüchtigstes Ergebnis als die Wahrheit proklamiert, ohne zu ahnen, daß die Wahrheit niemals ein bloßes Ergebnis ist, und daß ein Ergebnis umso weniger die Wahrheit ist, je bestimmter es auftritt.

Die Wahrheit liegt nämlich wirklich zu klar, zu hell am Tage, als daß man sie sehen könnte, denn sie blendet wie das Sonnenlicht; man kann sie nur fühlen, nicht aber mit Blicken fassen, geschweige denn sie überblicken, um sie bestimmen zu können. Die Wahrheit ist das Unübersehbare. Und indem sich Christus für die Wahrheit ausgibt, identifiziert er sich mit dem Unübersehbaren, dem Unbedingten, dem Ewigen, mit dem Rechte dessen, der zum Vater, zum Ursprung durchgedrungen ist und so sich selber zur Quelle des Lebens wurde.

Wenn aber für Arthur Drews in einem Werk wie dem des Polen Niemojewski die Wahrheit zu klar am Tage liegt, so ist sein Geist eben zu wenig sehend, so ist er zu sehr nur Intellekt, um je begreifen zu können, was die Wahrheit ist. Ja, wer wie Drews im Schlußkapitel seiner „Christusmythe" meint, daß „die Schwierigkeit der Erlösung

der gegenwärtigen Kulturmenschheit von dem ganzen Wust von Aberglauben, gesellschaftlicher Verlogenheit, Feigheit und intellektueller Knechtschaft, der sich heute an den Namen des Christentums knüpft" nicht „auf rein geistigem Gebiete", sondern „vielmehr in der Sphäre des Gefühls" zu suchen sei, weiß wohl auch noch zu wenig, was Geist ist, sonst würde er ihn nicht der Gefühlssphäre entgegenstellen. Und wüßte er besser, was Geist ist, würde er vielleicht auch verstehen können, daß jener ganze faule Wust eben in dieser Kulturmenschheit besteht, in der Kultur des Weltlichen, die das reine Menschenbeispiel, wie es Christus kundgetan hat, in ihrer Weise aufgriff und es so verformte, daß eben unser Christentum und eine Weltreligion daraus wurden. Je größer ein Beispiel ist, desto mehr ist es auch Verheerungen ausgesetzt, wenn es der Welt und ihrem Treiben überantwortet wird. Sicher hat es darum seine Schwierigkeit, die Kulturmenschheit — als das Weltlichste, als das eigentlich Verheerende, das sie darstellt — von diesem Verheerenden, dem Weltlichen, zu erlösen. Eher könnte es sein, daß man von dem Erlösungsbegriff erlöst wäre, wenn man von dieser Kulturmenschheit absähe, wenn man das Weltliche aus sich entließe. Und hier haben wir wieder das Menschenbeispiel nötig, den reinen Menschen als gelebtes Leben, und nichts als ihn.

Aber die Widersacher des Menschen, die mit ihrem Tun und Lassen nichts anderes bezeugen als daß sie das Leben noch nicht gefunden haben, scheuen nichts so sehr als ein gelebtes Leben, an das sie nicht hinanreichen. So greifen sie zum Wissen in der Meinung, daß dieses der Geist sei, verkünden ein „Selbstbewußtsein Gottes" und eine „Selbsterlösung", und bilden sich dazu noch ein, mit derlei Aufgeblasenheit das religiöse Bewußtsein zu heben. Die ganze lächerliche Ueberspanntheit ihres religiösen Bedürfnisses offenbart sich aber in der Feststellung, „daß der ‚historische'

Jesus überhaupt gar kein religiöses, sondern nur noch ein historisches Interesse hat", daß „überhaupt keine Geschichte, sondern bloßer Mythos vorliegt."

Denn wiederum ist es die Wahrheit, die zu klar am Tage liegt, als daß sie nicht als Selbstbetrug des sterilen Intellekts zu greifen wäre. Aber was nützt das Greifen, wo's am Begreifen fehlt. Und so gehört diese Wahrheit als Entscheidendstes zum Abschluß des Kapitels: „Das religiöse Problem der Gegenwart". Denn durch sie wird wahrhaftig das religiöse Problem einer jeden Zeit, nicht nur der Gegenwart, gekennzeichnet, jedoch in anderer Weise als diese Maulwürfe des Wissens glauben. Darum versagen sie auch völlig vor dem Begriff „Mythos" und sind mit all ihrem Spürsinn nicht imstande, eine notdürftige Erklärung dieses Begriffes an den Tag zu fördern. In der „Christusmythe" hat zwar Drews den Versuch gemacht, den Begriff Mythos dadurch über Wasser zu halten, daß er zu dessen Rettung den religiösen „Massengeist" aufbietet. Aber das ist gerade der Geist, der zum Untergang führt. Denn es läßt sich nun einmal nicht hindern, daß der Geist zum Ungeist wird, sobald er sich als Masse fühlt. Und daß Massen nur dann zu Geist kommen, wenn sie vom Geist eines Einzelnen inspiriert werden. Das Leben eines solchen Einzelnen führt aber zum Mythos. Denn der Mythos ist gelebtes Leben, wenn auch zeitlich so weit entrückt, daß die Umrisse dieses Lebens nicht mehr deutlich genug zu erkennen sind. Der reine Mensch aber ist der Vereinzeltste, der Losgelösteste von jedem Massenbegriff, der am tiefsten zu sich selber Freigewordene. Er ist das höchste innerliche Ungebundensein den Menschen und der Welt gegenüber, und nur gestützt auf das Verbundensein mit seiner Herkunft. Er stellt somit auch das höchste gelebte Leben dar. Als solches muß er auch zum lebendigsten und dauerndsten Mythos werden; denn dieser ist, was seine Lebendigkeit

und Dauer betrifft, von der jeweiligen Tragweite des Umstands abhängig, daß die ursprüngliche Kraft eines gelebten Lebens durch den ganzen faulen Wust eines Weltlichen, der es mehr und mehr entstellt und verformt, und von der Entfernung, in die es durch den Gang der Zeiten rückt, nicht zu beeinträchtigen, geschweige denn je aufzuheben ist.

So ist der Mythos unvergleichlich mehr als die Geschichte, die nur äußere weltliche Begebenheiten in mehr oder weniger parteiischer Färbung festhält, damit sie von der Welt nicht vergessen werden; wohingegen aus dem Mythos ein gelebtes Leben sich als lebendiges Beispiel in die Herzen der Menschen eingräbt und dabei deren Tun immer mehr dem Treiben der Welt entrückt. Der Heros als gelebtes Leben gehört demnach als Vorwurf dem Mythos an, nicht der Historie, in die ein Leben umso weniger eingeht, je mehr es gelebt, je heroischer es ist.

In diesem Sinne liegt im Falle Jesu keine Geschichte, sondern höchster Mythos vor. Ein solcher Mythos zeigt uns in der Tat, daß die Wahrheit zu klar am Tage liegt, als daß es möglich wäre, ihr Licht, auch durch Zeitstrecken von Jahrtausenden hindurch, nicht wahrzunehmen. Und diese Wahrheit bleibt völlig unberührt von all den neu ins Leben gerufenen Wahrheiten, deren Beschaffenheiten ihrerseits zu klar am Tage liegen, als daß man nicht wahrzunehmen vermöchte, daß sie ohne Licht und ohne Leben sind. Man beachte nur z. B. eine „Wahrheit" wie diese: „Man kann nicht Christ im Sinne Jesu, d. h. der ursprünglichen Gemeinde, sein, ohne auf die eigene Persönlichkeit zu verzichten und sich als dienendes Glied dem ‚Leibe Christi', d. h. der Kirche, einzugliedern."

Denn der Jesus-Mythos ist lebendiger und überstrahlt das völlig Unlebendige solcher Wahrheit, indem er im Gegenteil erkennen läßt: Man kann nicht Mensch im Sinne Jesu, d. h. des reinen Menschentums, sein, ohne das eigene

Leben zu leben und alles Weltliche, d. h. auch das Kirchliche, als ein Herrschendes, aus sich zu entlassen und sich in seiner Bedingtheit als ein Tätigkeit erleidendes Glied dem Unbedingten-Ganzen einzugliedern. Denn der Jesus-Mythos überliefert uns Worte, die von einem höchsten gelebten Leben und einer tiefsten Einordnung in das Unbedingte Zeugnis geben, unumstößlich, etwa wie eine Frucht vom Leben des Baumes Zeugnis gibt oder das Kind von der Existenz eines Elternpaars.

Nun wäre freilich denkbar, daß eine Frucht nicht von Jedermann als Frucht erkannt wird, daß demzufolge die Voraussetzung für die Erkenntnis einer Zeugschaft fehlen kann. Bei Worten, die für die Macht eines gelebten Lebens zeugen, ist dies umso leichter der Fall, als nur Wenige ein gelebtes Leben aus eigener Erfahrung kennen, und nur diese Wenigen befähigt sind, solche Worte aus Eigenem als Früchte zu erkennen, da ja nur sie von dem Baume, der die Frucht reifte, von dem gelebten Leben, das solche Worte zeitigte, ein Weniges aus Eigenem wissen. Aber der Intellektmensch, das steht fest, gehört zu diesen Wenigen nicht. Also ist er auch nicht fähig, aus Worten ein gelebtes Leben wahrzunehmen. Und nicht am Beschauten liegt es in solchem Falle, sondern am Beschauer, wenn dieser die Existenz des Baumes verneint, obschon er dessen Frucht in Händen hält. Er verneint damit nur etwas, das er nicht wahrzunehmen vermag, etwas, das ihm fremd ist.

*

Wer indes soweit Mensch geworden ist, daß er das eigene Leben halbwegs in sich entdeckt hat und demzufolge auch begreift, was gelebtes Leben ist, dem tritt dieses gelebte Leben in machtvollster Weise aus den Worten Christi entgegen, wie aus all den rein menschlichen Sprüchen, die nun einmal vorhanden und auf uns gekommen sind, und die ein gelebtes Leben umsomehr offenbaren, je mehr man

sie von allem Weltlichen, das sich besonders als Kirchliches im Verlauf der Jahrhunderte um sie **gerankt** haben mag, säubert.

Ein Gläubiger jedoch, dem „das Leben der Welt als Gottesleben, die kampferfüllte und leidvolle Entwicklung der Menschheit als göttliche Kampfes- und Passionsgeschichte, der Weltprozeß als Prozeß eines Gottes" erscheint, und dem dabei wohl auch *diese Wahrheit noch zu klar am Tage liegt*, „als daß es möglich sein wird, sich gegen ihre Anerkennung auf die Dauer zu verschließen" — kurz ein Drews müßte von der einzigen Wahrheit eines gelebten reinen Menschentums, wenn er sie erkennte, wohl völlig umgeworfen werden, er ertrüge sie nicht. Darum wohl erträgt er auch Christus als die Wahrheit nicht; denn dieser stellt mit seinem Beispiel einen jeden in das unerbittliche Licht einer Selbsterkenntnis, vor der auch der hartnäckigste Selbstbetrug schließlich weichen müßte. Und darum die Losung: Jesus lebte nicht. Darum: fort mit ihm! Können doch dann in der Lücke umso üppiger Religionsideen wuchern. Jedoch im wahrhaft Religiösen, im Rein-Menschlichen genügen bloße Ideen nicht. Religion als Idee können auch Trustleute pflegen; aber leben — wie *reine Menschen* leben — *ein Beispiel geben*: das können sie nicht.

*

Daß weltliche Wisser vom Schlage Arthur Drews' völlig versagen müssen, so oft sie sich herausnehmen, über das Religiöse zu urteilen, ist demnach begreiflich. Kein Wunder auch, daß ein Wisser dieser Art (der das Weltliche für das Religiöse ansieht und das wahrhaft Religiöse, wo immer es auftritt, ablehnt, um seine Religions-Ideen durchzusetzen) den „Parsifal" höchst religiös finden muß. Ja, er wird wie Drews (der dabei vermutlich wiederum nur die Wahrheit klar zu Tage fördert) aufs klarste nachweisen, daß dieses

Werk „das gerade Gegenteil eines christlichen Werkes“ ist. Denn es sei nicht zu verkennen, „daß der ‚Parsifal‘, weit entfernt, eine Verherrlichung des Christentums zu sein, vielmehr gerade umgekehrt die Ueberwindungsbedürftigkeit des Kirchen-Christentums und seine Aufhebung in einen neuen höheren religiösen Standpunkt predigt“!

Es scheint so zu sein: je weltlicher jemand ist, umso höher ist sein „Standpunkt“ im Religiösen. Man kann sich die Höhe dieses Standpunkts ungefähr vorstellen, wenn man von dem Bestreben liest, „die reine Idee der Religion zu pflegen“, was nach Ansicht unseres erleuchteten Wissers die christliche Kirche „nach Wagners Darstellung nicht imstande“ sein soll. Hier liegt jedoch eine Wahrheit wirklich klar zu Tage, nämlich die: daß ein solcher Wisser noch weltlicher als die Kirche ist, daß er daher noch besser als die Kirche imstande ist, die reine Idee der Religion zu pflegen, weil ihm noch mehr als der Kirche die reine, die bloße Idee zu pflegen Religion ist. Ihm muß freilich wiederum das rein menschliche Beispiel ein Störendstes sein.

Wie sollte auch solchen Leuten der rein menschliche Standpunkt Christi, der zudem nur der Standpunkt „einer Provinzialgröße“, der des Sohnes „einer galiläischen Kleinbürgerin“ ist, in religiöser Hinsicht hoch genug sein! Aber der religiöse Standpunkt Richard Wagners ist ihnen hoch genug. Und die Kundry ist ihnen heute (nach Weininger, den sie aber nicht nennen) die „Repräsentantin der sinnlichen Natur und zugleich des Judentums“, womit sie aber den Standpunkt eines schöpferischen Geistes wie Otto Weiningers nur verunehren, weil jene Kundry-Auslegung bei ihnen niemals erlebt oder gewachsen, sondern nur übernommen und falsch angewendet ist.

*

Am Schlusse dieser Betrachtung wäre noch die Frage aufzuwerfen: ob Forschungen, wie ich sie hier beleuchtet habe, Forschungen, die auf die Verneinung der menschlichen Existenz Jesu hinauslaufen, in der Tat auch völlig wertlos sind? Darauf wäre vielleicht mit Nein zu antworten. Aber ihr einziger Wert läge in der Möglichkeit einer Wirkung, die von den Forschern *nicht* beabsichtigt ist, ja die erzielen zu können sie sich nicht einmal träumen lassen. Diese Wirkung wäre: daß die Wühlarbeiten dieser Forscher das Weltliche, das sich in verschiedenster Form — besonders aber als Kirchliches — an das *Rein-Menschliche eines Menschenbeispiels* im Verlaufe der Zeiten gehängt hat, nachweisen, indem sie dieses Weltliche aufstöbern, es aus den Schlupfwinkeln der Zeiten hervorholen und seine Herleitung dartun, damit aber gegen ihre Absicht das Rein-Menschliche von Trübungen und Verfälschungen säubern helfen, sodaß das, was sie verneinen wollen, nur immer klarer und unverwüstlicher hervortritt: hier als das Beispiel eines Lebens, das in Wahrheit *gelebt* wurde, das sein Licht immer wieder durch die Zeit in die Herzen der Menschen wirft und das von Worten Zeugnis gibt, die nicht vergehen werden.

Nago, zur Osterzeit 1914.

Gedichte / von Georg Trakl

Vorhölle

An herbstlichen Mauern, es suchen Schatten dort
Am Hügel das tönende Gold
Weidende Abendwolken
In der Ruh verdorrter Platanen.
Dunklere Tränen odmet diese Zeit,
Verdammnis, da des Träumers Herz
Ueberfließt von purpurner Abendröte,
Der Schwermut der rauchenden Stadt;
Dem Schreitenden nachweht goldne Kühle,
Dem Fremdling, vom Friedhof,
Als folgte im Schatten ein zarter Leichnam.

Leise läutet der steinerne Bau;
Der Garten der Waisen, das dunkle Spital,
Ein rotes Schiff am Kanal.
Träumend steigen und sinken im Dunkel
Verwesende Menschen
Und aus schwärzlichen Toren
Treten Engel mit kalten Stirnen hervor;
Bläue, die Todesklagen der Mütter.
Es rollt durch ihr langes Haar,
Ein feuriges Rad, der runde Tag
Der Erde Qual ohne Ende.

In kühlen Zimmern ohne Sinn
Modert Gerät, mit knöchernen Händen
Taſtet im Blau nach Märchen
Unheilige Kindheit,
Benagt die fette Ratte Tür und Truh,
Ein Herz
Erſtarrt in ſchneeiger Stille.
Nachhallen die purpurnen Flüche
Des Hungers in faulendem Dunkel,
Die ſchwarzen Schwerter der Lüge,
Als ſchlüge zuſammen ein ehernes Tor.

Geſang einer gefangenen Amſel

für Ludwig von Ficker

Dunkler Odem im grünen Gezweig.
Blaue Blümchen umſchweben das Antlitz
Des Einſamen, den goldnen Schritt
Erſterbend unter dem Oelbaum.
Aufflattert mit trunknem Flügel die Nacht.
So leiſe verblutet ein Herz,
Tau, der langſam tropft vom blühenden Dorn.
Strahlender Arme Erbarmen
Umfängt ein brechendes Herz.

F. M. Dostojewski / Zwei Briefe
an seinen Bruder Michail

I.

(Aus der Festung), den 22. Dezember 1849.

Heute, am 22. Dezember, wurden wir alle nach dem Semjonower Platz verbracht. Dort verlas man uns das Todesurteil, ließ uns das Kreuz küssen, zerbrach über unseren Köpfen den Degen und machte uns die Todestoilette (weiße Hemden). Dann stellte man drei von uns vor dem Pfahle auf, um das Todesurteil zu vollstrecken. Ich war der sechste in der Reihe; wir wurden in Gruppen von drei Mann aufgerufen, und so war ich in der zweiten Gruppe und hatte nicht mehr als eine Minute noch zu leben. Ich dachte an dich, mein Bruder, und an die Deinigen; in dieser Minute standest du allein vor meinem Geiste; da fühlte ich erst, wie sehr ich dich liebe, mein geliebter Bruder! Ich hatte noch Zeit, Pletschtschejew und Durow, die neben mir standen, zu umarmen und von ihnen Abschied zu nehmen. Schließlich wurde Retraite getrommelt, die an den Pfahl Gebundenen wurden zurückgeführt, und man las uns vor, daß Seine Kaiserliche Majestät uns das Leben schenke. Dann wurden die endgültigen Urteile verlesen. Palm allein ist vollständig begnadigt worden. Man hat ihn mit dem gleichen Rang in die Linie versetzt. F. Dostojewskij.

II.

(Aus Omsk), den 22. Februar 1854.

Endlich kann ich mit dir etwas ausführlicher und, wie mir scheint, auf einem zuverlässigeren Wege sprechen. Bevor ich dir aber auch nur eine Zeile schreibe, muß ich dich fragen: sag' mir um Gottes willen, warum hast du mir bisher keine einzige Silbe geschrieben? Durfte ich denn

das von dir erwarten? Glaube mir, in meiner einsamen und isolierten Lage verfiel ich einigemal in vollständige Verzweiflung, denn ich glaubte, du seist nicht mehr am Leben; ganze Nächte lang machte ich mir Gedanken, was wohl mit deinen Kindern werden wird, und ich verfluchte mein Schicksal, weil ich ihnen nicht helfen konnte. So oft ich aber hörte, daß du bestimmt am Leben bist, wurde ich wütend (dies kam aber nur in krankhaften Stunden vor, deren ich recht viel erlebt habe), und ich begann dir bittere Vorwürfe zu machen. Doch auch solche Zustände vergingen; ich entschuldigte dich, ich bemühte mich, Rechtfertigung für dich zu finden, ich beruhigte mich, so oft ich eine fand, und gab kein einziges Mal meinen Glauben an dich auf: ich weiß, daß du mich liebst und mich im guten Andenken bewahrst. Ich habe dir einen Brief durch unseren Stab geschrieben. Du hast ihn unbedingt bekommen müssen; ich habe von dir Antwort erwartet und keine bekommen. Hat man dir denn verboten, mir zu schreiben? Ich weiß aber, daß es erlaubt ist, denn ein jeder von den hiesigen politischen Sträflingen bekommt mehrere Briefe im Jahre. Auch Durow hat einige Briefe bekommen; wir fragten oft bei der Behörde an, wie es mit der Korrespondenz stehe, und man bestätigte uns, daß man wohl das Recht habe, Briefe zu schreiben. Mir scheint, ich habe den wahren Grund deines Schweigens erraten. Du warst zu faul, auf die Polizei zu gehen; und wenn du auch einmal hingegangen bist, so hast du dich wohl bei der ersten abschlägigen Antwort beruhigt, die dir irgendein Beamter, der den Sachverhalt nicht genau kennt, gegeben haben mag. Du hast mir dadurch viel egoistischen Kummer gemacht. Ich dachte mir: wenn er sich wegen eines Briefes nicht bemühen will, wird er sich doch sicher auch in irgendeiner wichtigeren Sache nicht bemühen wollen! Schreibe und antworte mir so schnell als möglich, schreibe mir, ohne eine Gelegenheit abzuwarten, offiziell, schreibe

möglichst genau und ausführlich. Ich bin jetzt wie ein von einem Brotlaib abgeschnittenes Stück; ich möchte wieder anwachsen, kann es aber nicht. Les absents ont toujours tort. Sollte denn dieser Satz auch bei uns beiden stimmen? Sei aber unbesorgt, ich glaube an dich.

Es ist schon eine Woche vergangen, seit ich das Zuchthaus verlassen habe. Diesen Brief schicke ich dir streng geheim, sage niemandem nur eine Silbe davon. Ich werde dir übrigens auch noch einen offiziellen Brief durch den Stab des Sibirischen Armeekorps schicken. Auf den offiziellen Brief antworte mir sofort, auf diesen aber — bei der ersten passenden Gelegenheit. Du mußt übrigens auch im offiziellen Brief sehr ausführlich schreiben, was du in diesen vier Jahren erlebt hast. Was mich betrifft, so hätte ich dir gerne ganze Bände geschrieben. Da aber meine Zeit auch zu diesem Brief kaum ausreicht, werde ich dir nur das Wichtigste mitteilen.

Was ist das Wichtigste? Was war für mich in der letzten Zeit am wichtigsten? Wenn ich es mir überlege, komme ich zur Einsicht, daß dieser Brief auch für das Wichtigste viel zu wenig Raum bietet. Soll ich dir denn davon, was in meinem Kopfe vorgeht, was ich durchgedacht, was ich durchgemacht, was für Ueberzeugungen ich gewonnen und zu welchen Schlüssen ich gekommen bin, mitteilen? Ich kann diese Aufgabe gar nicht übernehmen. Eine solche Arbeit ist absolut unausführbar. Ich liebe es nicht, eine Arbeit nur halb zu tun; nur einiges sagen — hieße nichts sagen. Du hast jetzt übrigens meinen ausführlichen Bericht in Händen: lies ihn und entnimm ihm, was du willst. Es ist meine Pflicht, dir alles mitzuteilen, und darum beginne ich mit meinen Erinnerungen.

Weißt du noch, wie wir uns getrennt haben, du mein Teurer, Geliebter? Kaum warst du von mir fortgegangen, als man uns drei: Durow, Jastrschembskij und mich fort-

führte, um uns einzuschmieden. Genau um Mitternacht, d. h. am Weihnachtsabend (1849) wurden mir zum erstenmal Fesseln angelegt. Sie wogen etwa zehn Pfund und erschwerten außerordentlich das Gehen. Dann setzte man uns in offene Schlitten, einen jeden für sich mit einem Gendarmen, und so verließen wir auf vier Schlitten, der Feldjäger eröffnete den Zug, Petersburg. Mir war es schwer ums Herz, und die vielen verschiedenartigen Eindrücke erfüllten mich mit wirren und unbestimmten Gefühlen. Das Herz lebte noch von einer eigentümlichen Unruhe, und sein Schmerz war daher gedämpft. Doch die frische Luft wirkte auf mich belebend, und da man gewöhnlich vor einem jeden neuen Lebensabschnitt eine besondere Lebendigkeit und Rüstigkeit empfindet, so war ich im Grunde genommen durchaus ruhig. Ich betrachtete aufmerksam alle festlich erleuchteten Häuser von Petersburg und nahm von jedem einzelnen Abschied. Man führte uns an deiner Wohnung vorbei, und bei Krajewskij waren die Fenster festlich erleuchtet. Du hattest mir gesagt, daß es bei ihm eine Weihnachtsfeier und einen Christbaum geben würde, und daß deine Kinder mit Emilie Fjodorowna hingehen wollten; vor diesem Hause wurde mir entsetzlich traurig zumute. Ich nahm gleichsam Abschied von den Kinderchen. Sie taten mir so sehr leid, und selbst nach Jahren dachte ich an sie oft mit Tränen in den Augen. Man führte uns über Jaroslawl; nach drei oder vier Stationen machten wir beim ersten Morgengrauen in Schlüsselburg halt und kehrten in ein Wirtshaus ein. Wir tranken den Tee mit solcher Gier, als ob wir seit acht Tagen nichts genossen hätten. Nach den acht Monaten Gefängnis machten uns die sechzig Werst Schlittenfahrt einen Appetit, an den ich noch heute mit Freude denke.

Ich war in guter Laune, Durow plauderte ununterbrochen, und Jastrschembskij äußerte ungewöhnliche Befürchtungen über die Zukunft. Wir alle bemühten uns, unsern Feld-

jäger näher kennen zu lernen. Er war ein guter Alter, uns sehr freundlich gesinnt, ein Mann, der schon manches in seinem Leben gesehen hatte; er hatte schon ganz Europa mit Depeschen bereist. Unterwegs hat er uns viele Gefälligkeiten erwiesen. Er hieß Kusma Prokofjewitsch Prokofjew. Er ließ uns u. a. in einen geschlossenen Schlitten umsteigen, was uns sehr willkommen war, denn der Frost war fürchterlich.

Der zweite Tag war ein Feiertag; die Kutscher, die auf den verschiedenen Stationen abwechselten, trugen Mäntel aus grauem deutschem Tuch mit hellroten Gürteln; in den Dorfstraßen war kein Mensch zu sehen. Es war ein herrlicher Wintertag. Man führte uns durch die entlegeneren Teile des Petersburger, Nowgoroder und Jaroslawler Gouvernements. Es waren lauter unbedeutende Städtchen, in großem Abstande voneinander. Wir fuhren aber an einem Feiertag, und daher gab es überall genug zu essen und zu trinken. Die Fahrt war entsetzlich. Wir waren zwar warm gekleidet, doch saßen wir zehn Stunden ununterbrochen im Schlitten und hielten nur auf fünf bis sechs Stationen; es war fast unerträglich. Ich fror bis ans Herz und konnte mich in den warmen Zimmern der Stationen kaum wieder erwärmen. Merkwürdigerweise hatte ich mich bei dieser Fahrt vollständig erholt. In der Gegend von Perm hatten wir einmal nachts einen Frost von vierzig Grad. Das möchte ich dir nicht empfehlen. Es war recht unangenehm. Traurig war der Augenblick, als wir über den Ural fuhren. Die Pferde und die Schlitten versanken im Schnee. Ein Schneesturm wütete. Wir stiegen aus dem Schlitten — es war Nacht — und warteten stehend, bis man die Schlitten wieder herauszog. Um uns herum wütete der Schneesturm. Wir standen an der Grenze von Europa und Asien, vor uns lag Sibirien und die geheimnisvolle Zukunft; hinter uns — unsere ganze Vergangenheit; es war sehr traurig, Tränen

traten mir in die Augen. Unterwegs strömten die Bauern aus allen Dörfern zusammen, um uns zu sehen; obgleich wir gefesselt waren, verdreifachte man für uns auf allen Stationen die Preise. Kusma Prokofjewitsch nahm die Hälfte unserer Auslagen auf seine Rechnung, so sehr wir uns auch dagegen sträubten; auf diese Weise hatte ein jeder von uns während der ganzen Reise nur fünfzehn Rubel Auslagen gehabt.

Am 12. Januar (1850) kamen wir nach Tobolsk. Nachdem man uns der Obrigkeit vorgestellt und durchsucht hatte, wobei man uns unser ganzes Geld abnahm, führte man mich, Durow und Jastrschembskij in eine eigene Zelle; die übrigen, Spjeschnjow usw., die vor uns angelangt waren, saßen in einer anderen Abteilung, und wir bekamen einander während der ganzen Zeit fast nicht zu sehen.

Ich hätte dir gerne ausführlicher über unsern sechstägigen Aufenthalt in Tobolsk und über die Eindrücke, die dieser Aufenthalt auf mich gemacht, berichtet. Hier reicht mir aber der Raum dazu nicht aus. Ich will dir nur sagen, daß die große Teilnahme und Sympathie, die uns dort entgegengebracht wurden, uns wie ein großes Glück für alles frühere entschädigt haben. Die Sträflinge aus der früheren Zeit (vielmehr ihre Frauen) sorgten für uns wie für Verwandte. Diese herrlichen, in fünfundzwanzigjährigen Leiden und Selbstaufopferung erprobten Seelen! Wir bekamen sie nur flüchtig zu sehen, denn man hielt uns streng; sie schickten uns aber Kleider und Nahrungsmittel, trösteten und ermunterten uns. Ich hatte viel zu wenig Kleider mitgenommen und mußte es bereuen.

Sie schickten mir sogar Kleider. Schließlich verließen wir Tobolsk und kamen nach drei Tagen nach Omsk.

Schon in Tobolsk zog ich Erkundigungen über meine zukünftigen Vorgesetzten ein. Man sagte mir, daß der Kommandant ein sehr anständiger Mensch sei, dafür aber der

Platzmajor Kriwzow eine ganz außergewöhnliche Canaille, ein kleinlicher Barbar, Trunkenbold, Schikaneur, kurz, das größte Scheusal, das man sich vorstellen kann. Gleich am Anfang nannte er uns beide, mich und Durow, Dummköpfe und versprach, uns beim ersten Vergehen körperlich züchtigen zu lassen. Er war bereits seit zwei Jahren Platzmajor und machte die schrecklichsten Gesetzlosigkeiten; nach zwei Jahren kam er dafür vors Gericht. Gott hatte mich vor ihm bewahrt. Er kam zu uns immer sinnlos betrunken (nüchtern habe ich ihn überhaupt nie gesehen), suchte sich irgendeinen nüchternen Sträfling aus und prügelte ihn, unter dem Vorwande, daß dieser betrunken sei. Manchmal kam er zu uns nachts und bestrafte irgend jemand, weil der Betreffende auf der linken und nicht auf der rechten Seite schlief, weil er im Schlafe sprach oder schrie, kurz, für alles, was ihm in seiner Betrunkenheit gerade einfiel. Mit einem solchen Menschen mußte ich also auskommen können, und dieser Mensch schrieb über uns monatliche Berichte nach Petersburg.

Die Zuchthäusler hatte ich noch in Tobolsk kennen gelernt; in Omsk machte ich mich bereit, mit ihnen vier Jahre zusammenleben zu müssen. Es sind rohe, gereizte und erbitterte Menschen. Der Haß gegen den Adel ist grenzenlos; sie empfingen uns, die wir alle vom Adel sind, feindselig und mit Schadenfreude. Sie hätten uns am liebsten aufgefressen, wenn sie nur gekonnt hätten. Urteile übrigens selbst, in welcher Gefahr wir schwebten, da wir mit diesen Leuten einige Jahre lang zusammenleben, essen und schlafen mußten, und dabei nicht einmal die Möglichkeit hatten, uns wegen der uns ständig zugefügten Beleidigungen zu beschweren.

„Ihr Adelige habt eiserne Schnäbel, ihr habt uns zerhackt. Früher, als ihr Herren wart, habt ihr das Volk gepeinigt, und jetzt, wo es euch schlecht geht, wollt ihr unsere Brüder sein."

Dieses Thema wurde vier Jahre lang behandelt. Hundert-

fünfzig Feinde wurden nicht müde, uns zu verfolgen; dies war ihr Vergnügen, ihre Zerstreuung, ihr Zeitvertreib; den einzigen Schutz gewährte uns unsere Gleichgültigkeit und moralische Ueberlegenheit, die sie anerkennen und ehren mußten; auch imponierte ihnen, daß wir uns ihrem Willen nicht fügen wollten. Sie waren sich stets bewußt, daß wir über ihnen standen. Von unsern Vergehen hatten sie nicht den geringsten Begriff. Wir schwiegen auch selbst darüber, und darum konnten wir einander nicht verstehen; wir mußten die ganze Rachsucht und den ganzen Haß, den sie gegen den Adel empfinden, über uns ergehen lassen. Wir hatten es da sehr schlecht. Das Militärzuchthaus ist viel ärger als das gewöhnliche.

Die ganzen vier Jahre verbrachte ich hinter den Kerkermauern und verließ das Gefängnis nur dann, wenn ich zur Zwangsarbeit hinausgeführt wurde. Die Arbeit war schwer, doch nicht immer; zuweilen verließen mich bei schlechtem Wetter, bei Regen, oder im Winter bei unerträglichem Frost meine Kräfte. Einmal mußte ich vier Stunden bei einer Extraarbeit verbringen und zwar bei solchem Frost, daß das Quecksilber einfror; es waren vielleicht vierzig Grad unter Null. Ich hatte mir einen Fuß erfroren. Wir wohnten alle zusammen in einer Kaserne. Stelle dir einen alten, baufälligen, hölzernen Bau vor, der schon längst abgebrochen werden soll und zu nichts taugt. Im Sommer ist es darin unerträglich heiß und im Winter unerträglich kalt. Alle Dielen sind verfault. Auf dem Fußboden liegt der Schmutz einige Zoll hoch, man kann jeden Augenblick ausgleiten und hinfallen. Die kleinen Fenster sind so eingefroren, daß man auch am Tage kaum lesen kann. Die Eisschicht auf den Fensterscheiben ist an die drei Zoll dick. Von den Decken tropft es, von allen Seiten zieht es. Wir sind zusammengepfercht wie die Heringe in einem Faß. Man heizt den Ofen mit sechs Holzscheiten; im Zimmer ist dabei so kalt,

daß das Eis nicht einmal auftaut; der Dunst ist unerträglich. Und so geht es den ganzen Winter lang. In der gleichen Stube waschen die Sträflinge ihre Wäsche und machen dabei alles so naß, daß man sich gar nicht rühren kann. Von der Abenddämmerung bis zum Morgen ist es uns verboten die Kaserne zu verlassen, die Kasernen werden versperrt; im Vorraum wird ein großer Holztrog zur Verrichtung der Notdurft aufgestellt, und man kann daher kaum atmen. Alle Zuchthäusler stinken wie die Schweine; sie sagen, daß sie nicht anders leben können, denn sie seien doch nur Menschen. Wir schliefen auf bloßen Brettern; einem jeden war nur ein Kopfkissen erlaubt. Flöhe, Läuse und anderes Ungeziefer gab es Scheffel voll. Im Winter bekamen wir dünne Halbpelze, die gar nicht wärmten, und Stiefel mit niederen Schäften; so mußten wir in den Frost hinausgehen.

Zu essen bekamen wir Brot und eine Kohlsuppe; die Suppe mußte laut Vorschrift ein viertel Pfund Fleisch pro Kopf enthalten; man tat aber Hackfleisch hinein, und so bekam ich nie ein Stück Fleisch zu sehen. An Feiertagen bekamen wir einen Brei, doch fast ganz ohne Butter. An Fasttagen — Kohl und sonst nichts. Ich habe mir gründlich den Magen verdorben und hatte oft an schweren Verdauungsstörungen zu leiden.

Daraus kannst du selbst ersehen, daß man hier ohne Geld gar nicht leben kann; hätte ich kein Geld, so wäre ich ganz bestimmt zugrunde gegangen; kein einziger Sträfling könnte dieses Leben ertragen. Ein jeder tut aber irgendeine Arbeit, die er verkauft; und so verdient jeder Sträfling einige Pfennige. Manchmal trank ich Tee und kaufte mir ein eigenes Stück Fleisch; dies war meine Rettung. Sich des Rauchens zu enthalten war ganz unmöglich, denn sonst konnte man bei dem Gestank ersticken. Dies alles wurde hinter dem Rücken der Aufseher getan.

Ich lag oft krank im Spital. Meine Nerven waren so zerrüttet, daß ich einigemal epileptische Anfälle bekam; es kam übrigens ziemlich selten vor. Ich habe auch noch Rheumatismus in den Beinen. Abgesehen davon, fühle ich mich recht wohl. Denke dir noch zu allen diesen Annehmlichkeiten hinzu, daß es beinahe unmöglich war, sich ein Buch zu verschaffen, und wenn ich mir schon eines verschaffte, so mußte ich es heimlich lesen; ewige Feindseligkeit, Geschrei und Zank um mich herum; ständige Bewachung, die Unmöglichkeit, auch nur einen Augenblick für sich allein zu sein; und so ging es ohne Abwechslung vier Jahre lang; du wirst mir also glauben, wenn ich dir sage, daß es mir nicht gut ging. Denke dir außerdem die ewige Angst, mir irgendeine Bestrafung zuzuziehen, die Fesseln und die vollständige Unterdrückung des Geistes — dies ist das Bild meines Lebens.

Ich will dir gar nicht sagen, welche Wandlungen meine Seele, mein Glaube, mein Geist und mein Herz in diesen vier Jahren durchgemacht haben. Ich müßte lange erzählen. Doch die ewige Konzentration, die Flucht in mich selbst vor der bitteren Wirklichkeit, brachten ihre Früchte. Ich habe jetzt viele neue Bedürfnisse und Hoffnungen, an die ich früher nie gedacht habe. Dies sind aber für dich lauter Rätsel, und darum gehe ich daran vorüber. Ich will nur noch das eine sagen: vergiß mich nicht und hilf mir. Ich brauche Bücher und Geld. Schicke es mir, um Christi willen.

Omsk ist ein ekelhaftes Nest. Es gibt hier fast keine Bäume. Im Sommer — Hitze und Winde, welche Sandwolken mitbringen, im Winter — Schneestürme. Von der Natur habe ich fast nichts gesehen. Das Nest ist schmutzig, fast ausschließlich von Militär bewohnt und im höchsten Grade liederlich. Ich meine das einfache Volk. Hätte ich hier nicht einige Menschen gefunden, so wäre ich wohl gänzlich zugrunde geganen. Konstantin Iwanowitsch Iwanow

behandelte mich wie einen Bruder. Er hat für mich alles getan, was er nur konnte. Ich schulde ihm Geld. Wenn er einmal nach Petersburg kommt, bedanke dich bei ihm. Ich schulde ihm fünfundzwanzig Rubel. Womit kann ich aber seine Freundlichkeit bezahlen, seine ständige Bereitwilligkeit, jede meiner Bitten zu erfüllen, seine Aufmerksamkeit und seine Sorge um mich, wie um einen Bruder? Und er war nicht der einzige, dem ich dies alles zu verdanken habe. Bruder, es gibt sehr viel edle Menschen in der Welt.

Ich habe schon geschrieben, daß mich dein Schweigen oft quälte. Ich danke dir für die Geldsendung. In deinem nächsten Brief (wenn auch in einem offiziellen, denn ich weiß noch nicht, ob es mir jetzt möglich ist, mit dir zu korrespondieren) — in deinem nächsten Brief schreibe mir so ausführlich als möglich von allen deinen Angelegenheiten, von Emilie Fjodorowna, den Kindern, allen Verwandten und Bekannten, auch von denen in Moskau, wer lebt und wer gestorben ist, und von deinen Geschäften; schreibe mir auch, mit welchem Kapital du das Geschäft begonnen hast, ob es einträglich ist, ob du etwas besitzt, und schließlich, ob du mich mit Geld unterstützen, und wieviel du mir jährlich schicken kannst. Mit dem offiziellen Brief schicke mir aber kein Geld; höchstens, wenn ich keine Deckadresse finden sollte. Vorläufig gib auf allen Sendungen Michail Petrowitsch als Absender an (du verstehst doch?). Vorderhand habe ich aber noch Geld; dafür habe ich keine Bücher. Wenn es dir möglich ist, so schicke mir die Zeitschriften für dieses Jahr, wenigstens die „Vaterländischen Annalen". Was ich aber unbedingt brauche, ist folgendes: ich brauche (sehr notwendig) ältere Historiker (in französischer Uebersetzung), neuere Historiker: Guizo, Thierri, Tiers, Ranke usw., volkswirtschaftliche Werke und die Kirchenväter. Wähle die billigsten und kompaktesten Ausgaben aus. Schicke sie mir umgehend. Man hat mich nach Se-

mipalatinsk, das beinahe in der kirgisischen Steppe liegt, kommandiert; die Adresse werde ich dir noch mitteilen. Hier ist sie übrigens für jeden Fall: „Semipalatinsk, Sibirisches Linienregiment, Bataillon Nr. 7, dem Gemeinen F. D.“ Dies ist die offizielle Adresse. An diese Adresse schreibe mir deine Briefe. Doch für die Bücher werde ich dir eine andere mitteilen. Vorläufig schreibe mir aber als Michail Petrowitsch. Merke dir, daß ich vor allen Dingen ein deutsches Wörterbuch brauche.

Ich weiß nicht, was mich in Semipalatinsk erwartet. Der Dienst läßt mich ziemlich kalt. Was mir aber nicht gleichgültig ist: bemühe dich für mich, verwende dich für mich bei irgend jemand. Ob man mich nicht in einem Jahr oder in zwei Jahren nach dem Kaukasus versetzen kann? — dann wäre ich wenigstens im europäischen Rußland! Dies ist mein sehnlichster Wunsch, vergib es mir um Christi willen! Bruder, vergiß mich nicht! Ich schreibe dir und schalte und walte über alles, selbst über dein Vermögen. Mein Glaube an dich ist aber noch nicht erloschen. Du bist mein Bruder und du hast mich geliebt. Ich brauche Geld. Ich muß von irgend etwas leben, Bruder. Diese Jahre sollen nicht unnütz vergehen. Ich brauche Geld und Bücher. Was du für mich ausgibst, ist kein verlorenes Geld. Wenn du mir Geld gibst, wirst du damit deine Kinder nicht berauben. Wenn ich nur am Leben bleibe, werde ich dir alles mit Zinsen und Zinseszinsen zurückgeben. In sechs Jahren, vielleicht auch früher, werde ich ja sicher die Erlaubnis bekommen, meine Werke zu drucken. Es kann ja vieles anders werden, ich schreibe jetzt aber keinen Unsinn. Du wirst von mir noch hören.

Wir werden uns bald wiedersehen, Bruder. Ich glaube daran wie an das Einmaleins. In meiner Seele ist alles klar. Ich sehe meine ganze Zukunft und alles, was ich vollbringen werde, deutlich vor mir. Ich bin mit meinem

Leben zufrieden. Ich fürchte nur Menschen und Willkür. Wie leicht kann ich zu einem Vorgesetzten geraten, der mich aus irgendeinem Grunde nicht leiden mag (es gibt solche!), der mich auf Schritt und Tritt verfolgen und mit dem strengen Dienst zugrunde richten wird; ich bin aber sehr schwach und selbstverständlich nicht imstande, die ganze Last des Soldatenlebens zu tragen. Man sagt mir zum Trost: „Dort sind lauter einfache Menschen". Ich fürchte aber die einfachen Menschen mehr als die komplizierten. Menschen sind, übrigens, überall Menschen. Selbst unter den Raubmördern im Zuchthause habe ich in diesen vier Jahren Menschen kennen gelernt. Glaube mir, es gibt unter ihnen tiefe, starke und schöne Naturen, und es machte mir oft große Freude, unter einer rohen Hülle Gold zu finden. Und das war nicht ein einzelner Fall, auch nicht zwei, sondern mehrere Fälle. Die einen flößten Respekt ein, die anderen waren absolut schön. Ich habe einen jungen Tscherkessen (der wegen Raubmord nach Sibirien verschickt worden war) in der russischen Sprache und im Lesen unterrichtet. Wie dankbar war er mir! Ein anderer Zuchthäusler weinte, als ich von ihm Abschied nahm. Ich hatte ihm allerdings manchmal Geld gegeben, es war aber so wenig. Sein Dank dafür war aber grenzenlos. Mein Charakter ist inzwischen schlechter geworden; ich war im Umgange mit den Leuten launisch und ungeduldig. Sie nahmen Rücksicht auf meinen geistigen Zustand und ertrugen alles ohne zu murren. Apropos: wieviel volkstümliche Gestalten und Charaktere habe ich im Zuchthause kennen gelernt! Ich habe mich mit ihnen eingelebt, und glaube sie daher gut zu kennen. So viel Lebensläufe von Landstreichern und Räubern habe ich kennen gelernt, und überhaupt das ganze traurige Leben des gemeinen Volkes! Meine Zeit habe ich überhaupt nicht unnütz verbracht. Ich habe ja das russische Volk so gut kennen gelernt, wie es nur wenige kennen. Darauf bin ich etwas eitel. Ich hoffe, daß diese Eitelkeit verzeihlich ist.

Bruder! Schreibe mir unbedingt über alle wichtigsten Vorfälle in deinem Leben. Schicke die Briefe nach Semipalatinsk, und nichtoffiziell, wie du schon weißt. Schreibe mir von allen unseren Bekannten in Petersburg, von der Literatur (möglichst viel Einzelheiten) und schließlich von den Unsrigen in Moskau. Wie geht es unserem Bruder Kolja? Was macht (und das ist noch viel wichtiger) Schwester Sascha? Ist der Onkel noch am Leben? Was treibt Bruder Andrej? Ich schreibe der Tante durch Schwester Wera. Um Gottes willen, halte diesen Brief streng geheim und verbrenne ihn: du könntest durch ihn verschiedene Leute kompromittieren. Vergiß nicht, lieber Freund, mir Bücher zu schicken. Vor allen Dingen Geschichte und Volkswirtschaft, „Vaterländische Annalen", Kirchenväter und Kirchengeschichte. Schicke mir die Bücher nicht alle auf einmal, doch sobald als möglich. Ich verfüge über dein Geld, als ob es mir gehörte; doch nur, weil mir deine gegenwärtige Lage unbekannt ist. Schreibe mir ausführlich über deine Verhältnisse, damit ich irgendeine Vorstellung darüber habe. Merk dir aber, lieber Bruder: die Bücher sind mein Leben, meine Nahrung, meine Zukunft! Verlaß mich nicht, um Gottes willen. Bitte! Versuche doch die Erlaubnis zu bekommen, mir die Bücher auch ganz offiziell zu schicken. Sei übrigens vorsichtig. Wenn es auf dem offiziellen Wege geht, so schicke sie mir offiziell. Wenn es aber nicht geht, so schicke sie durch den Bruder Konstantin Iwanowitschs, an seine Adresse. Man wird sie mir übergeben. Konstantin Iwanowitsch kommt übrigens selbst in diesem Jahre nach Petersburg; er wird dir alles erzählen. Was er für eine Familie hat! Und was für eine Frau! Sie ist eine junge Dame, Tochter des Dekabristen Annenkow. Was für ein Herz, was für ein Gemüt, was haben sie alles durchmachen müssen!

Ich werde mich bemühen, mir in Semipalatinsk, wohin

ich mich in acht Tagen begebe, eine neue Deckadresse zu verschaffen. Ich bin noch nicht ganz gesund, muß daher hier noch etwas bleiben. (Schicke mir den Koran und die „Critique de raison pure“ von Kant), und wenn du die Möglichkeit haben wirst, mir etwa nichtoffiziell zu schicken, dann noch unbedingt Hegel; besonders aber Hegels „Geschichte der Philosophie“. Davon hängt meine ganze Zukunft ab. Um Gottes willen verwende dich für mich, daß man mich nach dem Kaukasus versetzt; suche von kundigen Menschen zu erfahren, ob man mir gestatten wird, meine Werke zu drucken, und auf welchem Wege ich um diese Genehmigung nachsuchen kann. Ich will in zwei oder drei Jahren um Erlaubnis nachsuchen. Ich bitte dich, mich so lange auszuhalten. Ohne Geld werde ich vom Soldatenleben erdrückt werden. Also bitte!

Vielleicht werden mich im Anfang auch die andern Verwandten irgendwie unterstützen? In diesem Falle möchten sie das Geld dir einhändigen, und du sollst es mir schicken. In meinen Briefen an die Tante und an Wera bitte ich sie übrigens nie um Geld. Sie können es selbst erraten, wenn sie überhaupt an mich denken.

Filippow schenkte mir vor seiner Abreise nach Sebastopol fünfundzwanzig Rubel. Er ließ sie beim Kommandanten Nabakow zurück, und ich wußte nichts davon. Er glaubte, daß ich kein Geld hätte. Eine gute Seele! Alle Unsrigen leben in der Verbannung nicht schlecht. Toll hat die Strafe abgebüßt und lebt jetzt recht ordentlich in Tomsk. Jastrschembski ist in Tara, seine Zeit geht eben zu Ende. Spjeschnjow ist im Irkutsker Gouvernement; er hat dort allgemeine Liebe und Achtung gewonnen. Ein merkwürdiges Schicksal hat dieser Mensch! Wo und unter welchen Umständen er auch erscheint, überall bringen ihm selbst die unzugänglichsten Menschen Ehrfurcht und Achtung entgegen. Petraschewskij ist nach wie vor nicht bei Sinnen; Mombelli

und Lwow sind gesund; der arme Grigorjew hat gänzlich den Verstand verloren und befindet sich im Spital. Und wie geht es bei Euch? Siehst du noch manchmal Frau Pleschtschejew? Was macht ihr Sohn? Von Sträflingen, die auf der Durchreise hier waren, habe ich gehört, daß er am Leben ist und sich in der Festung von Orsk befindet; Golowinskij soll längst auf dem Kaukasus sein. Was macht deine Literatur und dein Interesse für die Literatur? Schreibst du etwas? Was macht Krajewskij, und wie sind deine Beziehungen zu ihm? Ostrowskij gefällt mir nicht, von Pissemskij habe ich nichts gelesen, vor Druschinin habe ich Ekel. Eugenie Tur hat mich entzückt. Auch Krestowskij gefällt mir.

Ich hätte dir gern noch viel mehr geschrieben, es ist aber inzwischen so viel Zeit vergangen, daß mir auch dieser Brief Schwierigkeiten macht. Es kann ja nicht sein, daß sich unser Verhältnis irgendwie verändert haben soll. Küsse deine Kinder. Können sie sich noch an Onkel Fedja erinnern? Grüße alle Bekannte; halte aber diesen Brief streng geheim. Leb wohl, leb wohl, mein Teurer! Du wirst noch von mir hören und mich vielleicht auch sehen. Ja, wir werden uns ganz bestimmt wiedersehen! Lebe wohl. Lies aufmerksam alles, was ich dir schreibe. Schreibe mir möglichst oft (wenn auch offiziell). Ich umarme dich und alle Deinigen unzähligemal. Dein Dostojewski.

P. S. Hast du meine Kindergeschichte, die ich in der Festung geschrieben habe, erhalten? Wenn sie in deinen Händen ist, so fange damit nichts an und zeige sie niemand. Wer ist Tschernow, der im Jahre 1850 einen „Doppelgänger" geschrieben hat?

Auf Wiedersehen! Dein Dostojewski.

Georg Büchner / Aus „Dantons Tod“*)

Ein Zimmer. Danton. Die Grisette Marion.

Marion: Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!

Danton: Du könntest deine Lippen besser gebrauchen.

Marion: Nein, laß mich einmal so. Ich bin aus guter Familie. Meine Mutter war eine kluge Frau, sie gab mir eine sorgfältige Erziehung, sie sagte mir immer: die Keuschheit sei eine schöne Tugend. Wenn Leute ins Haus kamen und von manchen Dingen zu sprechen anfingen, hieß sie mich aus dem Zimmer gehen; fragte ich, was die Leute gewollt hatten, so sagte sie: ich solle mich schämen; gab sie mir ein Buch zu lesen, so mußte ich fast immer einige Seiten überschlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich mochte auch niemand fragen, ich brütete über mir selbst. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Teil hatte. Ich geriet in eine eigene Atmosphäre, sie erstickte mich fast. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich doppelt und verschmölze dann wieder in eins. Ein junger Mensch kam zu der Zeit ins Haus; er war hübsch und sprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns beiden recht. Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht ebensogut beieinander liegen als beieinander sitzen dürften. Ich fand dabei mehr Vergnügen als bei seiner Unterhaltung und sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir tatens heimlich, und das ging so fort. Aber ich wurde wie ein Meer, das alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für

*) Geschrieben 1835 (im Alter von 22 Jahren). Büchners Werke sind nun in drei Bändchen (Nr. 88, 91, 92) in der Insel-Bücherei erschienen.

mich nur ein Gegensatz da, alle Männer verschmolzen in einen Leib. Meine Natur war einmal so, wer kann da drüber hinaus? Endlich merkt er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich ersticken; seine Arme schnürten sich um meinen Hals, ich war in unsäglicher Angst. Da ließ er mich los und lachte und sagte: er hätte fast einen dummen Streich gemacht; ich solle mein Kleid nur behalten und es brauchen, es würde sich schon von selbst abtragen, er wolle mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben, es wäre doch das einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend saß ich am Fenster, ich bin sehr reizbar und hänge mit allem um mich nur durch eine Empfindung zusammen; ich versank in die Wellen der Abendröte. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber sahen aus den Fenstern. Ich sah hinunter: sie trugen ihn in einem Korbe vorbei, der Mond schien auf seine bleiche Stirn, seine Locken waren feucht, er hatte sich ersäuft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Wesen. Die andern Leute haben Sonn- und Werktage, sie arbeiten sechs Tage und beten am siebenten, sie sind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon: ich kenne keinen Absatz, keine Veränderung; ich bin immer nur eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Fassen, eine Glut, ein Strom. Meine Mutter ist vor Gram gestorben; die Leute weisen mit Fingern auf mich, das ist dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man seine Freude hat, an Leibern, Christusbildern, Weingläsern, an Blumen oder an Kinderspielsachen; es ist das nämliche Gefühl; wer am meisten genießt, betet am meisten.

Danton: Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich fassen, sie nicht ganz umschließen?

Marion: Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton: Ich möchte ein Teil des Aethers sein, um dich in meiner Flut zu baden, um mich auf jeder Welle deines schönen Leibes zu brechen.

* * *

Ein Zimmer. Danton. Camille und Lucile Desmoulins.

Camille: Ich sage Euch, wenn sie nicht alles in hölzernen Kopien bekommen, verzettelt in Theatern, Konzerten und Kunstausstellungen, so haben sie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen sieht, an dem sie gezerrt wird und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen — welch ein Charakter, welche Consequenz! — Nimmt einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hosen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Gesicht und läßt das Ding sich drei Akte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheiratet oder totschießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menschlichen Leben wiedergibt, wie eine Tonpfeife mit Wasser die Nachtigall — ach, die Kunst! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Kopisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend in ihnen sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte und Romane, schneiden den Fratzen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was sie sagten, wenn sie erzählten, Pygmalions Statue sei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton: Und die Künstler gehn mit der Natur um wie David, der im September die Gemordeten, wie sie aus der Force auf die Gasse geworfen wurden, kaltblütig zeichnete und sagte: ich erhaschte die letzten Zuckungen des Lebens in diesen Bösewichtern. (Er wird hinausgerufen.)

Camille: Was sagst du, Lucile?
Lucile: Nichts, ich sehe dich so gern sprechen.
Camille: Hörst du mich auch?
Lucile: Ei freilich!
Camille: Habe ich recht? Weißt du auch, was ich gesagt habe?
Lucile: Nein, wahrhaftig nicht.
(Danton kommt zurück.)
Camille: Was hast du?
Danton: Der Wohlfahrtsausschuß hat meine Verhaftung beschlossen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüssig. Mögen sie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Mut zu sterben wissen; das ist leichter, als zu leben.
Camille: Danton, noch ist es Zeit!
Danton: Unmöglich — aber ich hätte nicht gedacht . . .
Camille: Deine Trägheit!
Danton: Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.
Camille: Wo gehst du hin?
Danton: Ja, wer das wüßte!
Camille: Im Ernst, wohin?
Danton: Spazieren, mein Junge, spazieren. (Er geht.)
Lucile: Ach, Camille!
Camille: Sei ruhig, lieb Kind!
Lucile: Wenn ich denke, daß sie dies Haupt! — — Mein Camille, das ist Unsinn, gelt, ich bin wahnsinnig?
Camille: Sei ruhig, Danton und ich sind nicht eins!
Lucile: Die Erde ist weit, und es sind viel Dinge darauf — warum denn gerade das eine? Wer sollte mirs nehmen? Das wäre arg. Was wollten sie auch damit anfangen?

* * *

Das Luxembourg. Ein Saal mit Gefangenen. Chaumette, Payne, Mercier, Hérault-Séchelles und andere Gefangene.

Chaumette (zupft Payne am Aermel): Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein! Vorhin überkam es mich so, ich habe heute Kopfweh; helfen Sie mir ein wenig mit ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zumut.

Payne: So komm, Philosoph Anaxagoras, ich will dich katechisieren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geschaffen oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich, und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geschaffen haben; denn entweder ist die Schöpfung ewig wie Gott, oder sie hat einen Anfang. Ist letzteres der Fall, so muß Gott sie zu einem bestimten Zeitpunkt geschaffen haben. Gott muß also, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal tätig geworden sein, muß also einmal eine Veränderung in sich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Wesen Gottes streitet. Gott kann also die Welt nicht geschaffen haben. Da wir nun aber sehr deutlich wissen, daß die Welt oder daß unser Ich wenigstens vorhanden ist, und daß sie dem Vorhergehenden nach also auch ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette: Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, ich danke!

Mercier: Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig ist?!

Payne: Dann ist sie schon keine Schöpfung mehr, dann ist sie eins mit Gott oder ein Attribut desselben, wie Spinoza sagt, dann ist Gott in allem, in Ihnen, Wertester, im Philosophen Anaxagoras und in mir. Das wäre so übel nicht, aber sie müssen mir zugestehen, daß es gerade nicht

viel um die himmlische Majestät ist, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, den Aussatz haben, lebendig begraben werden oder wenigstens die sehr unangenehmen Vorstellungen davon haben kann.

Mercier: Aber eine Ursache muß doch da sein?

Payne: Wer leugnet das? Aber wer sagt Ihnen denn, daß diese Ursache das sei, was wir uns als Gott, das heißt als das Vollkommenste, denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier: Nein.

Payne: Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Ursache schließen? Voltaire wagte es ebensowenig, es mit Gott als mit den Königen zu verderben, deswegen tat er es. Wer einmal nichts hat als Verstand und ihn nicht einmal konsequent zu gebrauchen weiß oder wagt, ist ein Stümper.

Mercier: Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Ursache eine vollkommene Wirkung haben, das heißt: kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes schaffen? — Ist das nicht unmöglich, weil das Geschaffene doch nie seinen Grund in sich haben kann, was doch, wie Sie sagten, zur Vollkommenheit gehört?

Chaumette: Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne: Beruhige dich, Philosoph. Sie haben recht; aber muß denn Gott einmal schaffen, kann er nur was Unvollkommenes schaffen, so läßt er es gescheiter ganz bleiben. Ists nicht sehr menschlich, uns Gott nur als schaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und schütteln müssen, um uns nur immer sagen zu können: wir sind! müssen wir Gott auch dies elende Bedürfnis andichten? — Müssen wir, wenn sich unser Geist in das Wesen einer harmonisch in sich ruhenden, ewigen Seligkeit versenkt, gleich annehmen, sie müsse den Finger ausstrecken und über Tisch Brotmännchen kneten — aus überschwenglichem Liebes-

bedürfnis, wie wir uns ganz geheimnisvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das alles, bloß um uns zu Göttersöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringeren Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweineställen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt Ihr Gott demonstrieren, Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweisen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier: Und die Moral?

Payne: Erst beweist Ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Ein schöner Zirkelschuß, der sich selbst den Hintern leckt. Was wollt Ihr denn mit Eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für sich was Böses oder was Gutes gibt, und habe deswegen doch nicht nötig, meine Handlungsweise zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemessen, ist für mich gut, und ich tue es, und was ihr zuwider, ist für mich bös, und ich tue es nicht und verteidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man so sagt, tugendhaft bleiben und sich gegen das sogenannte Laster wehren, ohne deswegen ihren Gegner verachten zu müssen, was ein gar trauriges Gefühl ist.

Chaumette: Wahr, sehr wahr!

Hérault: O Philosoph Anaxagoras, man könnte aber auch sagen: damit Gott alles sei, müsse er auch sein eignes Gegenteil sein, das heißt vollkommen und unvollkommen, bös und gut, selig und leidend; das Resultat freilich würde gleich Null sein, es würde sich gegenseitig heben, wir kämen zu nichts. — Freue dich, du kommst glücklich durch, du kannst

ganz ruhig in Madame Momoro das Meisterstück der Natur anbeten; wenigstens hat sie dir die Rosenkränze dazu in den Leisten gelassen.

Chaumette: Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren! (Ab.)

Payne: Er traut noch nicht, er wird sich zu guter Letzt noch die Oelung geben, die Füße nach Mekka zu legen und sich beschneiden lassen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt.)

Hérault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn): Guten Morgen! Gute Nacht! — sollte ich sagen. Ich kann nicht fragen, wie hast du geschlafen? Wie wirst du schlafen?

Danton: Nun gut, man muß lachend zu Bett gehen.

Mercier (zu Payne): Diese Dogge mit Taubenflügeln! Er ist der böse Genius der Revolution, er wagte sich an seine Mutter, aber sie war stärker als er.

Payne: Sein Leben und sein Tod sind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton): Ich dachte nicht, daß Sie so schnell kommen würden.

Danton: Ich wußte es, man hat mich gewarnt.

Lacroix: Und du hast nichts gesagt?

Danton: Zu was? Ein Schlagfluß ist der beste Tod; wolltest du zuvor krank sein? Und — ich dachte nicht, daß sie es wagen würden. (Zu Hérault): Es ist besser, sich in die Erde legen, als sich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe sie lieber zum Kissen als zum Schemel.

Hérault: Wir werden wenigstens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübschen Dame Verwesung die Wangen streicheln.

Camille (zu Danton): Gib dir nur keine Mühe, du magst die Zunge noch so weit zum Hals heraushängen, du kannst dir damit doch nicht den Todesschweiß von der

Stirn lecken. O Lucile! Das ist ein großer Jammer! (Die Gefangenen drängen sich um die neu Angekommenen.)

Danton (zu Payne): Was Sie für das Wohl Ihres Landes getan, habe ich für das meinige versucht. Ich war weniger glücklich, man schickt mich aufs Schafott; meinetwegen, ich werde nicht stolpern.

Mercier (zu Danton): Das Blut der zweiundzwanzig ersäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault): Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft sind eins.

Ein andrer (zu Camille): Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbesserung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein andrer: Laßt ihn! Das sind die Lippen, welche das Wort Erbarmen gesprochen. (Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen seinem Beispiele.)

Philippeau: Wir sind Priester, die mit Sterbenden gebetet haben; wir sind angesteckt worden und sterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen: Der Streich, der Euch trifft, tötet uns alle.

Camille: Meine Herren, ich beklage sehr, daß unsre Anstrengungen so fruchtlos waren; ich gehe aufs Schafott, weil mir die Augen über das Los einiger Unglücklichen naß geworden.

* * *

Die Conciergerie. Lacroix, Hérault auf einem Bett, Danton, Camille auf einem andern.

Lacroix: Die Haare wachsen einem so und die Nägel, man muß sich wirklich schämen.

Hérault: Nehmen Sie sich ein wenig in acht, Sie niesen mir das ganze Gesicht voll Sand!

Lacroix: Und treten Sie mir nicht so auf die Füße, Bester, ich habe Hühneraugen!

Hérault: Sie leiden noch an Ungeziefer.
Lacroix: Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre!
Hérault: Nun, schlafen Sie wohl, wir müssen sehen, wie wir miteinander zurechtkommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf! — So! Zerren Sie nicht so am Leintuch, es ist kalt da unten!
Danton: Ja, Camille, morgen sind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schoß wirft.
Camille: Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel sich Pantoffel geschnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch darnach. — Meine Lucile!
Danton: Sei ruhig, mein Junge!
Camille: Kann ichs? Glaubst du, Danton?! Kann ichs? Sie können die Hände nicht an sie legen; das Licht der Schönheit, das von ihrem süßen Leibe sich ausgießt, ist unlöschbar. Siehe, die Erde würde nicht wagen, sie zu verschütten, sie würde sich um sie wölben, der Grabdunst würde wie Tau an ihren Wimpern funkeln, Kristalle würden wie Blumen um ihre Glieder sprießen und helle Quellen in Schlaf sie murmeln.
Danton: Schlafe, mein Junge, schlafe!
Camille: Höre, Danton, unter uns gesagt, es ist so elend, sterben zu müssen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus seinen hübschen Augen stehlen; ich will die Augen offen haben.
Danton: Du wirst sie ohnehin offen behalten. Samson drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf ist barmherziger. Schlafe, mein Junge, schlafe!
Camille: Lucile, deine Küsse phantasieren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen sinken und schließen ihn fest ein.
Danton: Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Ticken schiebt sie die Wände enger um mich, bis sie so eng

sind wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind so eine Geschichte, die Haare standen mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe wert, mich so groß zu füttern und mich warm zu halten. Bloß Arbeit für den Totengräber! — Ach, es ist so elend, sterben müssen. Der Tod äfft die Geburt; beim Sterben sind wir so hilflos und nackt wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grabe so gut wimmern wie in der Wiege. Camille! Er schläft (indem er sich über ihn bückt); ein Traum spielt zwischen seinen Wimpern. Ich will den goldnen Tau des Schlafes ihm nicht von den Augen streifen. (Er erhebt sich und tritt ans Fenster.) Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eignen Lippen totküßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluten sich begräbt. — Wie schimmernde Tränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt; es muß ein großer Jammer in dem Auge sein, von dem sie abträufelten.

Camille: O! (Er hat sich aufgerichtet und tastet nach der Decke.)

Danton: Was hast du, Camille?

Camille: O, o!

Danton: (schüttelt ihn): Willst du die Decke herunterkratzen?

Camille: Ach du, du, o halt mich, sprich du!

Danton: Du bebst an allen Gliedern, der Schweiß steht dir auf der Stirne!

Camille: Das bist du, das ich; so — das ist meine Hand; ja! jetzt besinn ich mich. O Danton, das war entsetzlich!

Danton: Was denn?

Camille: Ich lag zwischen Traum und Wachen. Da schwand die Decke, und der Mond sank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit

ihren Lichtern hatte sich gesenkt, ich stieß daran, ich betastete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entsetzlich, Danton!

Danton: Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das sahst du.

Camille: Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um einem das bißchen Verstand verlieren zu machen. Der Wahnsinn faßt mich bei den Haaren. (Er erhebt sich.) Ich mag nicht mehr schlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton: Was nimmst du?

Camille: Die Nachtgedanken.

Danton: Willst du zum voraus sterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betstuhl, sondern wie aus dem Bett einer barmherzigen Schwester wegschleichen. Es ist eine feile Dirne; es treibt mit der ganzen Welt Unzucht.

* * *

Die Conciergerie. Danton an einem Fenster, welches in das nächste Zimmer geht. Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.

Danton: Du bist jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen): Am Sterben.

Danton: Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme: Nun?

Danton: Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht hast — des vers.

Camille (für sich): Der Wahnsinn saß hinter ihren Augen. Es sind schon mehr Leute wahnsinnig geworden, das ist der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waschen unsre Hände. Es ist auch besser so.

Danton: Ich lasse alles in einer schrecklichen Verwirrung. Keiner versteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Huren und Couthon meine Waden hinterließe.

Lacroix: Wir hätten die Freiheit zur Hure gemacht!
Danton: Was wär es auch! Die Freiheit und eine Hure sind die kosmopolitischsten Dinge unter der Sonne. Sie wird sich jetzt anständig im Ehebett des Advokaten von Arras prostituieren. Aber ich denke, sie wird die Klytämnestra gegen ihn spielen; ich lasse ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn mit mir.
Lacroix: Die Esel werden schreien: Es lebe die Republik! wenn wir vorbeigehen.
Danton: Was liegt daran? Die Sündflut der Revolution mag unsere Leichen absetzen, wo sie will; mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.
Hérault: Ja, wenn sich gerade ein Simson für unsre Kinnbacken findet.
Danton: Sie sind Kainsbrüder.
Lacroix: Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es nicht so, Camille?
Camille: Meinetwegen, was geht das mich an? — (Für sich.) Was sie aus dem Wahnsinn für ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.
Danton: Wenn einmal die Geschichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unsrer Leichen ersticken.
Hérault: Wir stanken bei Lebzeiten schon hinlänglich. Das sind Phrasen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen sie eigentlich nichts an.
Camille: Er zieht ein Gesicht, als solle er versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt sich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Rot aufzulegen und mit einem guten Akzent zu sprechen; wir

sollten einmal die Masken abnehmen, wir sähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahnlosen, unverwüstlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger. Die Unterschiede sind so groß nicht, wir alle sind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genies, und zwar das alles in einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, sie sind nicht so breit, als man sich einbildet. Schlafen, Verdauen, Kinder machen — das treiben alle; die übrigen Dinge sind nur Variationen aus verschiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man sich auf die Zehen zu stellen und Gesichter zu schneiden, da braucht man sich voreinander zu genieren! Wir haben uns alle am nämlichen Tische krank gegessen und haben Leibgrimmen; was haltet ihr euch die Servietten vor das Gesicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt! Schneidet nur keine so tugendhaften und so witzigen und so heroischen und so genialen Grimassen, wir kennen uns ja einander, spart euch die Mühe!

Hérault: Ja, Camille, wir wollen uns beieinandersetzen und schreien; nichts dummer, als die Lippen zusammenzupressen, wenn einem was weh tut. — Griechen und Götter schrien, Römer und Stoiker machten die heroische Fratze.

Danton: Die einen waren so gut Epikureer wie die andern. Sie machten sich ein ganz behagliches Selbstgefühl zurecht. Es ist nicht so übel, seine Toga zu drapieren und sich umzusehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was sollen wir uns zieren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau: Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu stehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu sehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderschreien

und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

Danton: Aber wir sind die armen Musikanten und unsre Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche aus ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

Hérault: Sind wir wie Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruten totpeitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

Danton: Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

Camille: Ist denn der Aether mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tische der seligen Götter steht, und die seligen Götter lachen ewig, und die Fische sterben ewig, und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Todeskampfes?

Danton: Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer: Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Tür!

Philippeau: Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zerfallen. (Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camilles Arm): Freue dich, Camille. wir bekommen eine schöne Nacht. Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten. (Sie gehen ab.)

* * *

Der Revolutionsplatz. Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber singen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen stimmen die Marseillaise an.

Ein Weib mit Kindern: Platz! Platz! die Kinder schreien, sie haben Hunger. Ich muß sie zusehen machen, daß sie still sind. Platz!

Ein Weib: Höre, Danton, du kannst jetzt mit den Würmern Unzucht treiben.

Eine andere: Hérault, aus deinen hübschen Haaren lasse ich mir eine Perücke machen.

Hérault: Ich habe nicht Waldung genug für einen so abgeholzten Venusberg.

Camille: Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch schreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib: Der Berg ist auf Euch, oder Ihr seid ihn vielmehr hinunter gefallen.

Danton (zu Camille): Ruhig, mein Junge, du hast dich heiser geschrien!

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld): Da, alter Charon, dein Karren ist ein guter Präsentierteller! — Meine Herren, ich will mich zuerst servieren. Das ist ein klassisches Gastmahl; wir liegen auf unsern Plätzen und verschütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton! (Er besteigt das Blutgerüst, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton steigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke): Ihr tötet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie an dem töten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen: Das war schon einmal da; wie langweilig!

Lacroix: Die Tyrannen werden über unsern Gräbern den Hals brechen.

Hérault (zu Danton): Er hält seine Leiche für ein Mistbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schafott): Ich vergebe Euch: ich wünsche, Eure Todesstunde sei nicht bitterer als die meinige.
Hérault: Dacht ichs doch, er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.
Fabre: Lebe wohl, Danton! Ich sterbe doppelt.
Danton: Adieu, mein Freund! Die Guillotine ist der beste Arzt.
Hérault (will Danton umarmen): Ach, Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da ists Zeit.
(Ein Henker stößt ihn zurück.)
Danton (zum Henker): Willst du grausamer sein als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

* * *

Eine Straße.

Lucile: Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben — ! — Es darf ja alles leben, alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so alles weiter bis da, dahin! — Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken alles stockt, sich nichts mehr regt. (Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.) Das hilft nichts, das ist noch alles wie sonst, die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssens wohl leiden.

Gedichte / von Else Lasker-Schüler

Meiner Mutter

O, Mutter wenn du leben würdest
Dann möchte ich spielen in deinem Schoß.

Mir ist bang und mein Herz schmerzt
Von der vielen Pein.
Ueberall sprießt Blutlaub.

Wo soll mein Kind hin?
Ich baute keinen Pfad froh
Alle Erde ist aufgewühlt.

Liebe, liebe Mutter.

O, ich hab dich so lieb

Dein Goldblond nimmt nur
Meinen Hauch an.

Aber ich mag mich
Dir nicht nahen . . .

Die großen Blutbuchen
Meiner Träumerei
Färben meine Nächte.

Ich bin Wasser!
Immer schlägt wilde Welle
An mein Herz.

Ueber dunkel Gestein
Und schweigende Erde
Muß ich,

Ueber Gottes Grab.
Wie schmerzt mich meine Trauer.

Der Pfahl im Fleisch / von Sören Kierkegaard*)

(Schluß)

Der Apostel Paulus war, wie ja allen bekannt ist, ein in vielerlei Leiden erprobter Mann. Wenn deshalb der Leidende, was nur allzuoft geschieht, anstatt Anweisung in dem dargebotenen Trost zu suchen, hinterlistig wird, Ausflüchte sucht, statt zu bedenken, ob der Redende nun wirklich erprobt ist, erprobt gerade wie er selbst es ist, denn sonst mangelt er ja der Erfahrung; wenn der Leidende, eine Beute der listigen Erfindungen jener verborgenen Eitelkeit, mancher Zeugen sonst glaubwürdiges Zeugnis verschmähen sollte, den Apostel Paulus wird er doch wohl nicht verschmähen. So nenne denn deine Leiden, oder wenn deiner Sorge Spitzfindigkeit dich sogar neidisch gemacht hat auf den Apostel und seine Unerschrockenheit, so denke dir Leiden aus; du sollst wohl den Apostel darin erprobt finden, wenn es dir auch nicht glücken wird, ihn nach deinem Sinn umzubilden, ihn aufzuhalten im Lauf, so daß er mit dir weitschweifig wird in der Leiden Weitläufigkeit. Wie das Auge den, der läuft, nicht recht fassen kann, weil er läuft, so ist es hier mit den Leiden; die zukünftigen bekommen nicht Zeit, den Apostel zu erschrecken, die vergangenen bekommen nicht Zeit, ihn festzuhalten, denn er läuft. Aber erprobt hat er das Leiden doch, und man soll ja einen Apostel nicht darüber belehren, daß das Leiden furchtbarer wird, wenn man stille sitzt, entkräftet vom Vergangenen und nur im angstvollen Umgang mit dem Künftigen, sondern soll vielmehr von ihm lernen zu laufen und den Lauf zu vollenden. Nenne nun die Leiden, die, welche einen Menschen vernichten, indem sie alle Qual in des Augenblicks

*) Vgl. dazu das Vorwort Theodor Haeckers, des Uebersetzers, im vorhergehenden Heft.

Kürze gießen, die langwierigen, die ihm langsam die Seele aus dem Leib martern, nenne dies: verspottet zu werden wie ein Schwachsinniger, geflohen zu werden wie ein Aergernis, nenne Lebensgefahr, Blöße, Gefangenschaft, Ketten, nenne alle des Mißverständnisses tiefe Kränkungen; nenne dies: alle schlafend zu finden ausgenommen das Mißverständnis, nenne dies: gegrüßt zu werden wie ein Abgott, wenn man ein Apostel ist, vergessen zu werden, sobald man weg ist, die gute Sache aufgegeben zu sehen von Freunden, die feige wurden, unterstützt von Feinden, die nach Verwirrung trachten, nenne dies: verlassen zu werden von denen, auf die man baut, verlassen von den Schwachen, die sich selber helfen wollen, für einen Verführer angesehen zu werden, wenn man der Wahrheit Zeuge ist, der Sünde Vorwand zu geben zu neuer Sünde, wenn man der Wahrheit Lehrer ist, für schwach zu gelten, wenn man mild, für hochmütig, wenn man streng, für selbstliebend, wenn man väterlich bekümmert ist; fahre fort, wenn es dir gutdünkt, du sollst den Apostel erprobt finden. Aber alle diese Leiden nennt er doch nicht den Pfahl im Fleisch.

Der Unterschied ist wohl der: alle jene Leiden sind nur im Aeußeren; selbst die Bekümmerung um die Gemeinde, selbst die tiefe Sorge über das Mißverständnis, wie schwer sie ihm auch im Sinn liegt, er hat sich doch nichts vorzuwerfen; unter all diesem Leiden siegt die Zuversicht, daß er im Einverständnis mit Gott ist. Ob da auch des Lebens Gang gegen ihn zeugt, ob Gott gleichsam aus der Welt flieht und ihn ohne Zeugnis läßt; denn das ist ja das Zeugnis, das jeder Mensch, selbst ein Apostel, am besten versteht: daß das Gute, für das er arbeitet, Fortgang hat, daß die Wahrheit, die er verkündet, siegt, daß die heilige Sache, für die er kämpft, Segen hat, und die Arbeit Lohn, und die Mühe Fruchtbarkeit, und die Anstrengung Bedeutung, und der Streit Entscheidung, der Tage und Nächte Schlaflosigkeit eine herr-

liche Anwendung — ob selbst die Welt und das Sichtbare so von Gott verlassen sind, er hat doch des Geistes Zeugnis, daß er Gottes Mitarbeiter ist. Was ist da also für Not! Schon im nächsten Augenblick kann ja alles sich ändern; ist Gott auch entflohen, er ist ja doch im Himmel, wo der Apostel ihn und des Menschen Sohn sieht — nicht sitzend, ach wie sollte er sitzen können, wenn der Apostel so verlassen ist, nein, erhoben, und der Apostel sieht ihn, wie Stephanus, stehend zur rechten Seite der Kraft, hilfsbereit. Ja soll auch alles eitel sein, hingeweht werden, wie eine Einbildung, soll auch nichts, gar nichts ausgerichtet werden, und das Leiden das einzige Wirkliche sein, soll eines langen Lebens rastlose Aufopferung bedeutungslos werden wie ein Fechten in der Luft, der Apostel ist doch dessen gewiß, daß weder Engel noch Teufel, weder Gegenwart noch Zukunft ihn von der Liebe reißen können, die als Gottes Zeugnis in seinem Herzen lebt. Und was ist so alles irdische Leiden gegen diese Seligkeit! Ist er nicht, wiewohl gegenwärtig im Leib, doch abwesend, weit weg, so daß nur die betrogen sind, die meinen, ihn zu verwunden! Denn was für eine leere Einbildung ist nicht ein Gefängnis, wenn der gefangene Mann, den es einschließt, in den dritten Himmel hingerückt ist! Was bedeutet es, den zu verspotten, der nichts hört als unsagbare Reden, den hinzurichten, der abwesend ist!

Hingerückt in den dritten Himmel. Paulus war sonst nicht unbekannt mit dem, was Freude ist im Leben; daß er hoffen durfte das Wort bis nach Spanien zu verkündigen, daß er nach seiner Abreise von einer Gemeinde Einige gewonnen zurückließ, Einige bestärkt, Einige wiedergewonnen; daß er die eine Gemeinde verließ, um zur andern zu reisen; daß Einige ihm doch treu blieben, daß seine väterliche Bekümmerung ihm doch zuweilen eines Sohnes Hingebung gewann! Wie muß die Freude herrlich gewesen sein, wenn der Wunsch erfüllt wurde, wenn er nicht mehr dar-

nach verlangte, die Geliebten zu sehen, wenn er bei ihnen war, wenn er des Geistes Gnadengabe mit ihnen teilte, sich selber stärkte indem er andere stärkte und bereicherte. Aber diesen Ausdruck, hingerückt zu sein in den dritten Himmel, teilhaftig gemacht hoher Offenbarungen, eine unsagbare Seligkeit zu vernehmen, kann er ja doch nicht gebrauchen, hat er nicht gebraucht von jener schönen Freude, die er ja mit den andern teilte. Aber jene unsagbare Seligkeit konnte er nicht aussagen — ach, und um ihn daran zu hindern, war ihm ein Pfahl ins Fleisch gegeben.

Also jenes Leiden und diese Seligkeit entsprechen einander. Ist es so, daß jene Seligkeit nur einem Apostel vorbehalten ist, da fürchte keiner das Leiden. Aber ist es so, dann kann man ja darüber nicht reden und ist der Mühe nicht wert, darüber zu reden, und schon unerklärlich, daß der Apostel darüber geschrieben hat. Wohl faßt er sich kurz, und seine Darstellung erweist sich auch dadurch himmelweit verschieden von dem läppischen Tand, der sich mit heiligen Namen aufschminkt; aber ein Apostel ist doch wohl der, der zuletzt von allen Rätsel schreibt, die niemand erraten kann, sondern die höchstens den aufhalten, der sie erraten will; ein Apostel, der Alles für Alle zu sein sucht, ist wohl der, der zuletzt etwas so Besonderes sein will, daß er in dieser Hinsicht für Jeden zu gar nichts würde. Versagt sei deshalb alle Neugierde, die gerichtet ist ohne es selber zu wissen; denn ihr Urteil ist, daß sie es entweder nicht verstehen kann, oder es verstehen können muß, und ihre Sünde ist, daß sie entweder das Geringere verschmäht, um sich den Kopf zu zerbrechen über das Rätselvolle, oder daß sie hinterlistig ihre Gaben anwendet, um es unverständlich zu machen, und heuchlerisch so tut als sei dies das Verständnis zu wollen. Jeder prüfe sich selber, sei vor sich selber in dem, was er erlebt hat, wahrhaftig; aber keiner vergesse, daß des Geistes Seligkeit und des Geistes

Leiden nicht etwas Aeußerliches sind, wovon einer aufrichtig und in Wahrheit sagen kann: dies zu erleben gab mir mein Leben keine Gelegenheit. In der Welt des Geistes gibt es keinen Spaß und Spuk; da machen nicht Glück und Zufall den Einen zum König, den Andern zum Bettler, Einen schön wie des Ostens Königin, einen Andern elender als Lazarus; in der Welt des Geistes ist nur der ausgeschlossen, der sich selber ausschließt; in der Welt des Geistes sind alle eingeladen und die Rede darüber deshalb sicher und unerschrocken; denn sie geht alle an, wenn anders sie einen einzigen angeht. Wozu da Neugierde zu erraten, was durch Gott jedem Menschen die Gelegenheit gegeben wurde zu erleben, ja was ihm so nahe gelegt ist, daß sogar gesagt werden muß: er muß es verstanden haben. Denn wenn ein Mensch stürbe ohne verstanden zu haben, wie das doch sein muß, reich zu sein, oder schön zu sein, oder König zu sein, oder wie das doch sein muß, verkannt zu sein, gering geachtet, arm, blindgeboren, ausgestoßen aus dem Geschlecht, wenn er stürbe, ohne die rätselvolle Rede eines alten Weisen von dem, was des Erdenlebens schönste Bedeutung ausmacht, verstanden zu haben, daß, ob man heirate oder nicht heirate, man beides bereue; ob man wohl deshalb mit Recht von ihm sagen könnte, daß er das Leben nicht benützt habe? Aber wenn ein Mensch stürbe und niemals erfahren hätte, was es heißt mit Gott zu streiten, wäre es ein Zeichen dafür, daß der, den man begrub, selten groß war in Gottesfurcht? Oder wenn er niemals erfahren hätte, was es heißt, von Gott verlassen zu sein, wäre es ein Zeichen dafür, daß der, den man begrub, in seltenem Sinn ein Liebling des Herrn gewesen war? Oder wenn er niemals des Herrn Zorn erfahren hätte, und dessen verzehrendes Feuer, ja niemals davon geträumt, daß es so etwas gebe, dürfte das sein Trost sein im Tod, seine Rechtfertigung im Gericht, ihm ein Zeichen dafür,

daß er wie kein anderer Gottes Freund gewesen war; oder könnte er Genüge leisten mit der Antwort: So etwas habe ich keine Gelegenheit gehabt zu erleben? Ach, gesetzt ein solcher wollte dessen ungeachtet jenen Ausdruck erklären, gesetzt, es zeigte sich, daß er auch verstand, was ein Pfahl im Fleisch zu bedeuten habe, daß es nämlich der Geist war, der ihm zum Pfahl im Fleisch geworden war und, wenn der bloß ausging, da hatte er auch seinen Schmerz verwunden, da war es ihm geglückt die Angst auszutreiben, die doch die Liebe nicht ganz austreiben soll, die der Glaube nicht ganz auszutreiben vermochte, nicht einmal in einem Apostel.

Der Pfahl im Fleisch ist hier der Gegensatz zu des Geistes unsagbarer Seligkeit, und der Gegensatz kann nicht im Aeußeren sein, als könnten Leiden, Ketten, die Geißelungen der Mißverständnisse, des Todes Schrecken die Seligkeit von ihm nehmen oder als könnte aller Erfolg der Lehre, des Glaubens Sieg in der weiten Welt ihm den Mangel völlig ausfüllen. Sobald er das Leiden vernimmt und der Pfahl brennt, hat der Apostel allein mit sich selbst zu tun. Die Seligkeit ist verschwunden, sie verschwindet mehr und mehr, ach ihr Besitz war unsagbar, auch der Schmerz ist unsagbar, da er nicht einmal den Verlust aussagen kann und die Erinnerung nichts vermag als in Ohnmacht zu verschmachten! Hingerückt gewesen zu sein in den dritten Himmel, geborgen in der Seligkeit Schoß, ausgeweitet in Gott, und nun mit dem Pfahl im Fleisch eingespannt in die Sklaverei der Zeitlichkeit! Reich gewesen zu sein in Gott, unsagbar, und nun vernichtet zu Fleisch und Blut, Staub und Vergänglichkeit! Sich selber gegenwärtig gewesen zu sein vor Gott, und nun verlassen von Gott, verlassen von sich selber, nur mit einer armseligen schwachsinnigen Erinnerung getröstet! Schwer genug für einen Menschen, menschliche Treulosigkeit zu erfahren, aber

zu erfahren, daß auch bei Gott Veränderung ist, Wechsel des Lichts und Finsternis, daß es einen Engel Satans gibt, der Macht hat einen Menschen aus der Seligkeit zu vertreiben! Wo ist da Sicherheit für einen Menschen, ist sie nicht einmal im dritten Himmel! Doch nein, nein, wir wollen uns nicht verirren; denn so, wie wir jetzt reden, wird ja in der Welt geredet von denen, die nicht wissen, wovon sie reden, und nur von dem zeugen, was sie erfahren haben, aber nicht demütig zu reden verstehen wie ein Apostel, Gott hingegeben, was auch geschehe. Der Apostel sagt, daß er weiß, daß dieser Wechsel ihm von Nutzen ist. Wie einfach, einfältig, wie mild ist nicht diese Rede! Nachdem er in den stärksten Ausdrücken das Seligste und das Schwerste, gewonnen und verloren zu haben, genannt hatte, so beruhigt zu sein! Mein Zuhörer, wenn du die Rede anderer kennst, die Aehnliches erlitten haben, da hast du wohl statt dessen einen Angstschrei gehört, daß nun Alles für immer verloren sei, einen Verzweiflungsruf, daß sie nun nie mehr jene Seligkeit schmecken würden. — Doch weh dem, der frei sein will von Leiden.

Indessen bezeichnet jener apostolische Ausdruck doch nicht bloß die Verlassenheit, den Trennungsschmerz, der furchtbarer ist als selbst der des Todes, da ja der Tod einen Menschen nur vom Zeitlichen trennt und so eine Befreiung ist, während jene Trennung ihn vom Ewigen ausschließt und so eine Gefangenschaft ist, die den Geist von neuem in seinem zerbrechlichen Gefäß seufzen läßt, im engen Raum, im Zustand der Verbannung, denn des Geistes Heimat ist im Ewigen und im Unendlichen. Im selben Augenblick beginnt das alles von vorne. Der, der außer sich gewesen war, kehrt zurück zu sich selber; aber dieser Zustand, in solcher Weise bei sich selber zu sein, ist nicht der der Freiheit und des Befreiten. So ist hier die unsagbare Seligkeit vorbei, der Ernte Freudegesang verstummt, nun soll wieder mit

Tränen gesät werden, wieder soll der Geist beklommen sitzen und seufzen, und nur Gott weiß, was die Seufzer nicht fassen, wie weit doch der Freude Harfe wieder gestimmt wird im Verborgenen der Seele. Der Mensch ist zurückgekehrt zu sich selber, er ist nicht mehr selig dadurch, daß er gerettet ist von sich selbst zu sich selbst und zur Verklärung in Gott, so daß die Vergangenheit ihn fahren lassen mußte ohne Macht ihn zu richten, weil die Selbstanklage besänftigt war, vergessen im Verständnis mit der Vorsehung unergründlicher Weisheit, in der Versöhnung seliger Belehrung; so daß das Ewige keine Zukunft fürchtet, ja auf keine Zukunft hofft, sondern die Liebe besitzt alles ohne Aufhören, und es ist kein Wechsel von Licht und Finsternis. Sobald der Mensch wieder zurückkehrt zu sich selber, da versteht er es nicht mehr — dagegen versteht er, was bittere Erfahrungen nur allzu unvergeßlich eingeschärft haben, die Selbstanklage, wenn das Vergangene an die Seele eine solche Forderung hat, wie keine Reue sie ganz einlösen, kein Trost auf Gott ganz auslöschen kann, sondern nur Gott selber in der unsagbaren Stille der Seligkeit.

Wie viel Vergangenes kann doch eines Menschen Seele bergen, wenn er bei sich selber ist und gerade je tiefer er ist! Denn ein tierischer Trost, daß die Zeit alles auslösche ist furchtbarer als selbst die furchtbarste Erinnerung; und Gedankenlosigkeit, die mit der Zeit spaßt und der Ewigkeit liebäugelt, hilft, wie natürlich ist, nur dem, der schläfrig seinen Weg hintaumelt, und hoffärtige Armut und der Verlorenheit schillerndes Elend, die die Zeit ihren Gang gehen lassen, ja nicht einmal der Ewigkeit „Langeweile“ begehren, es sei denn, daß der Himmel auf neue Zerstreuungen bedacht sei, mit denen die anspruchsvollen Forderungen vorlieb nehmen könnten; all dies ist nur Abscheulichkeit, welchen Namen ihm die Welt auch geben mag. Nein, die Zeit als solche kann einem Menschen nicht

helfen, das Vergangene zu vergessen, mag sie auch den Eindruck mildern; aber auch wenn ein Mensch, weit entfernt davon, selbstplagerisch sich wieder und wieder dazu zu verdammen, die Bitterkeit zu verzehren, die Zeit, die Erfahrene, raten läßt, das Vergangene ist deshalb doch nicht ganz vergessen, geschweige denn ganz vernichtet. Nur der Ewigkeit Seligkeit vermag das, weil die Seele ganz mit ihr ausgefüllt wird. Daher kommt es, daß Zerstreuung dem Leichtsinnigen zum Vergessen, eine gewisse geschäftige Arbeitsamkeit dem Gedankenlosen zum Auswischen des Vergangenen helfen kann, weil Zerstreuung und die irdische Geschäftigkeit ganz ihre Seele ausfüllen. Aber je tiefer ein Mensch ist, umso weniger glückt ihm das, und nur des Himmels Seligkeit vermag das Schwierige, dessen Schwierigkeit allein zu fassen schon Ernst erfordert. Denn ist es nicht für den menschlichen Verstand, wenn er nur einmal erwacht ist, den menschlichen Gedanken, wenn er nur einmal nüchtern geworden ist, das Unwahrscheinlichste von Allem, daß etwas vergessen werden kann, ja daß Gott etwas vergessen kann. Daß nämlich menschliche Gedankenlosigkeit sogar das Allerwichtigste zu vergessen vermag, ist nicht so schwer zu fassen. Im Augenblick der Seligkeit ist es vergessen oder es ist einträchtig bei der Seligkeit, aber wenn ein Mensch wieder zurückkehrt zu sich selber, ist dies das Unwahrscheinlichste von Allem. Und doch ist dieses Unwahrscheinliche, wie überhaupt das Unwahrscheinliche, des höchsten Lebens Anfang und unergründliches Geheimnis. Er kann darnach trachten nur im Glauben, dem die Wahrscheinlichkeit entgegen arbeitet, von der er beständig absterben muß; gewänne der Glaube eine Wahrscheinlichkeit, da wäre alles zu Grunde gerichtet und der Glaube verwirrt, da dies bewiese, daß er das Vorläufige nicht zurückgelegt hatte und so verwechselt werden konnte mit Sinnlosigkeit, die dem Tier am allerleichtesten fällt. Man hat

in einer früheren Zeit geglaubt, daß es des Lebens Bedeutung sei, zuerst die Schwierigkeit zu verstehen, ehe man entweder über die Erklärung jubelte oder herausfand, daß man bei der allgemeinen nicht stehen bleiben könne; daß man erst vom Schrecken ergriffen werde, ehe man Siegeshymnen singe.

Wir kennen nun freilich Paulus Leben nicht genau, aber wir kennen ja Paulus, was die Hauptsache ist. Wie nämlich der sinnliche Mensch daran kenntlich ist, daß er den Splitter in des Bruders Auge sieht und nicht den Balken im eigenen, daß er bei andern streng über denselben Fehler urteilt, den er sich selber leicht vergibt, so ist dies des tieferen und bekümmerten Menschen Kennzeichen, am strengsten über sich selber zu urteilen, alle Erfindsamkeit zu benützen, um einen andern Menschen zu entschuldigen, aber nicht sich selber entschuldigen und vergeben zu können, ja überzeugt zu sein, daß es so ist, daß der Andere entschuldbarer ist, weil ja allzeit eine Möglichkeit zurückbleibt, und weil der einzige Mensch, im Verhältnis zu dem er dieser Möglichkeit beraubt ist, er selber ist. So eine schwierige Sache ist es mit Freimütigkeit; denn sie ist doch nicht ganz eindeutig mit Geistesschwäche, man kann auch ganz gut bei ihr stehen bleiben und braucht nicht weiter zu gehen, indem man sogar Gott richten will, wenn anders die Freimütigkeit Freimütigkeit am Tage des Gerichtes ist, wozu ja gefordert wird, daß Gottes Gericht Sinn und Gedanken durchdringe, wenn anders sie Freudigkeit ist auf Gottes Barmherzigkeit, und diese Rede nicht ein falscher göttlicher Ausdruck für die eigene Gedankenlosigkeit, die sich nicht auf Gott vertröstet, sondern die damit getröstet ist, daß sie längst zu sorgen aufgehört hat. Vermag auch kein Mensch sich selber freizusprechen, eines vermag er: sich selbst so furchtbar anzuklagen, daß er sich nicht freisprechen kann, sondern lernt zur Barmherzigkeit

zu fliehen. In dieser Hinsicht versteht schwer der eine Mensch den andern, denn der ernste legt immer den Nachdruck auf sich selber. — Paulus' Leben war viel bewegt gewesen, und wie des Apostels rastlose Wirksamkeit ihm viele, viele frohe Erinnerungen eingeheimst hatte, so hat auch seine frühere Rastlosigkeit, als er aus aller Macht wider den Stachel löckte, ihn für sein übriges Leben mit einer Erinnerung verwundet, die wie ein Pfahl im Fleisch brennt, wie ein Engel Satans ihn verstummen macht. Laß nur eine weltliche Bewunderung meinen, daß Paulus doch allzeit groß war, daß selbst in seinem Irrtum etwas Außerordentliches war, der, der Trost oder Anweisung bei einem Apostel sucht, sieht ja rasch, daß ein Apostel nicht nach dem Hohen und Außerordentlichen trachtet, sondern nach dem Demütigen, wie hat da nicht Paulus im Ernst das Vergangene aufgefaßt? Wohl wahr, er war in seltenem Sinn ein anderer Mensch geworden, ein neues Geschöpf, er hatte nicht bloß den Namen gewechselt; aber in einem andern Sinn war er doch derselbe Mensch. Wohl wahr, das Vergangene war zurückgedrängt, konnte nicht mehr Macht erlangen, ihn mit seinem Schrecken zu ergreifen, da er nach dem Vollkommenen lief; wohl wahr, er saß nicht stille, verhext in einen Zauberkreis von Erinnerungen, denn er machte alles neu, wohin er kam; wohl wahr, er hatte des Himmels Seligkeit vernommen und des Geistes Pfand behalten, aber da war doch eine Erinnerung. Und eine Erinnerung ist schwierig im Umgang; bald ist sie weit weg, bald ist sie so flugs bei der Hand, als wäre sie nie vergessen. Wenn er Christus predigte und ihn als Gekreuzigten — gekreuzigt, so riefen ja die Juden. Wo war Paulus, als das geschah; wir wissen es nicht, aber als Stephanus gesteinigt wurde, saß er dabei und bewachte die Kleider der Henker. Wenn er einen Augenblick stille stand im Lauf, wenn ihn die Erinnerung betrog, so daß er nicht die Predigt

hörte, aber den Schrei — nicht sich selber predigen, sondern drohen. Wenn er Christus als Weg verkündigte, als den Weg, den er selbst betreten und vielen gezeigt hatte, da war ja dieser Weg auch dagewesen, ehe ihn Paulus betrat, er war ja auch da, als Paulus vom Hohenpriester die Erlaubnis erhielt, die binden zu lassen, „die auf diesem Wege waren", er betrat ihn also auch damals, als er mit Mord und Dräuen wider die Christen raste. Wohl wahr, Paulus hatte freie Menschen gefangen seit jener Zeit, weit mehr, weit weit sicherer als da er sie gefangen nach Jerusalem führte, aber jene Unglücklichen, wo waren sie jetzt? Wenn er stille stand, wenn die Erinnerung an ihm vorbeiging, so daß er in banges Grübeln hinsank, ob er jene Unglücklichen nicht wieder finden könnte; wenn die Zweifel in ihm stärker wurden: ob doch alle seine Wirksamkeit, ob des Wortes Verkündigung für alle andern Menschen auch das war, was er zu tun hatte! Sicherlich meinte Saulus, daß sein Eifer ein Gott wohlgefälliger Eifer war, oh, aber gerade das, sich selber greifen zu müssen oder ergriffen zu werden in einem solchen Selbstbetrug, und also bereuen zu müssen, was er für Gott wohlgefällig ansah (was für eine Umwälzung in Sinn und Gedanken; welche Schwierigkeit für die Reue, ihren Gegenstand zu ergreifen und ihn festzuhalten! das Beste bereuen zu müssen, was man getan hat, ja was man sogar für Gott wohlgefällig ansah) und somit also der Verfolgten Schrei bereuen zu müssen, der Gefangenen Elend (welche Mühseligkeit der Reue; denn es war ja nicht Saulus' Lust gewesen, es zu tun, sondern Eifer, wie er meinte, für die gute Sache) und also zum Lohn für seinen Eifer nicht einmal der Menschen Undankbarkeit ernten zu müssen, sondern der Reue Bitterkeit, weil er gerast hatte! Vor Agrippa wird Paulus als Gefangener dargestellt, und Festus sagte zu ihm: Paule, du rasest — wenn dieses Wort „du rasest" ihn festgebannt, seiner Erinnerung zur Verwechs-

lung Anlaß gegeben hätte, wenn jenes heilige Feuer, das in ihm ein Gott wohlgefälliges Opfer brannte, von neuem gerast hätte, wenn er, um Gott zu preisen, ein Selbstplager geworden wäre; denn auch dazu braucht es eine große Seele! Aber Paulus wußte, daß es ein Engel Satans war — ach darum weicht er ja nicht von ihm; aber er wußte, daß es ihm von Nutzen war, daß dies geschah, und wußte auch, daß jener Engel Satans dennoch ein Sendbote Gottes war. Ist dies nicht ein Wunder: einen Engel Satans zum Sendboten Gottes zu verwandeln; sollte Satan selber nicht müde werden! Denn wenn ein Engel der Finsternis sich mit allem Schrecken umgürtet, dessen sicher, daß, wenn er nur Paulus dazu bringe, auf ihn zu sehen, da soll er sein Antlitz versteinern; wenn er im voraus des Paulus spottet, daß er nicht den Mut dazu habe, da heftet der Apostel das Auge auf ihn, er zieht es nicht hurtig zurück in Angst, er schlägt es nicht nieder vor Entsetzen, er späht nicht nach ihm mit unsicheren Blicken, sondern er sieht ihn an fest und unerschütterlich; je mehr er ihn ansieht, desto deutlicher wird es ihm, daß er ein Sendbote Gottes ist, der ihn besucht, ein freundlicher Geist, der ihm wohl will. Man hat fast Mitleid mit dem armen Teufel: so der Schreckende sein zu wollen und nun da zu stehen, durchschaut, zum Gegenteil verwandelt, nur darauf bedacht zu entschlüpfen.

Da wich die Vergangenheit zurück; die Reue hielt sie gefangen, schnitt die Verbindung mit ihr ab, stritt gegen sie, ob sie nun mit ganzer Macht vordringen wollte, oder ob ein einzelner Ueberläufer eine Ueberrumpelung versuchte; und der Glaube hielt die aufrührerischen Gedanken im Gehorsam unter Gottes Gnade, die den Apostel tröstete über alle Maßen, denn er wußte ja, daß er ein unnützer Diener war, der Geringste der Apostel, nicht wert ein Apostel zu heißen, weil er Gottes Gemeinde verfolgt hatte. Hätte Paulus seine Apostelwirksamkeit abmessen, sie als Genug-

tuung für das Vergangene gelten lassen wollen, da wäre der Aufruhr von neuem ausgebrochen, und auch nicht Paulus hätte ihn bezwingen können; während er ihm so zum Pfahl im Fleisch wurde, nicht durch sich selber, sondern weil die unsagbare Seligkeit von ihm gewichen war.

Aber auf diesen Aufruhr baut beständig die Vergangenheit, die wieder kommen will mit neuem Schrecken in der Gestalt der Zukunft. In der Zeit ist da keine Sicherheit, so daß ein Mensch mit weltlicher Ruhe sagen kann: Friede und keine Gefahr, es sei denn er finde Trost in Gedankenlosigkeit. Da gilt es zu laufen; ach, man möchte gerne schneller und schneller laufen, aber an der Zeit läuft man nicht vorbei, solange man in der Zeit läuft. Du, der weiß, wovon die Rede ist, nenn es eine Flucht, durch die du gleichsam schon entschlüpft bist hinter den Vorhang, der dich von allem Schrecken und Not der Welt trennt, gerettet aus der Schlinge des Rückfalls, die du weit hinter dir gelassen hast — aber da fehlte doch ein Wenig; nenn es einen Streit, in dem du schon gleichsam gesiegt hattest, und wiewohl angestrengt doch all deine Kraft fühltest zum letzten Anlauf, mit dem du das Kleinod für alle Ewigkeiten an dich reißen wolltest — aber da fehlte doch noch ein Wenig; nenn es einen herrlichen Ausgang nach mühseliger Wanderung im Nebel der Unbegreiflichkeit, als die Erklärung herein schien und Leiden und Mangel und Gefahr und Beschwerlichkeit und der Angst Bedeutung erklärte, als des Verständnisses gesegneter Friede darüber leuchtete, — aber da fehlte doch noch ein kleines Wort; du, der weiß, wovon die Rede ist, laß es dir geschehen sein im Anfang, als der Erfüllung Seligkeit dem guten Vorsatz die treue Hand bot, — aber da war noch eine Schwierigkeit zurück; laß es dir geschehen sein im Fortgang der Zeit, als die Erfüllung treulich Schritt für Schritt dem Wanderer folgte, nicht voraus eilte wie der Schatten in der Morgen-

stunde, nicht zurückblieb wie der Erinnerung abendlicher Schatten — aber da war doch noch eine Mißlichkeit zurück, die jedem entging, nur nicht der Spitzfindigkeit der Angst — du, der weiß, wovon die Rede ist, was soll ich dir sagen, aber du, der nicht weiß, wovon die Rede ist, dir sei es gesagt, daß sie darum geht, wie die Ungeduld plötzlich mit Riesenstärke erwachte, und mit ihrer Angst das Wenig zu Viel wandelte, die kurze Zeit zur Ewigkeit, den kleinen Abstand zur klaffenden Tiefe, jene eine Schwierigkeit zur Entscheidung des Ganzen, jene eine Mißlichkeit zum Verlust des Ganzen; daß die Rede darum geht, wie die Kraft hinsank in Ohnmacht, die Verzweiflung jede Hilfe verscheuchte, die Verzagtheit sich jede Hoffnung versagte, wie das Vergangene, von dem die Seele sich losgekauft zu haben glaubte, wieder da stand mit seiner Forderung, nicht wie eine Erinnerung, sondern schrecklicher als je, weil sie sich mit der Zukunft verschworen hatte, daß die Rede ist — vom Pfahl im Fleisch. Eine alte ehrwürdige und zuverlässige Erbauungsschrift sagt, daß Gott mit einem Menschen so verfahre, wie der Jäger mit dem Wild: er jagt es müde, dann läßt er es ein wenig ausschnaufen, damit es frische Kräfte sammle, und dann beginnt die Jagd von neuem. Daß eine Erbauungsschrift so zum Schrecken redet, heißt es nicht sich gebärden wie der Jäger: mit ihrem Namen die Menschen zur Rast der Erbauung einzuladen und sie dann aufzuschrecken. Und doch ist es so in Ordnung, und wir wollen die Erbauung annehmen; denn weh dem, der erbauen will, ohne den Schrecken zu kennen; er weiß ja nicht, was er selber will! Aber der, der weiß, daß der Schrecken da ist, er weiß auch daß der Rückfall das Zeichen dafür ist, daß die Jagd der Angst wieder beginne, oder wenn nicht der Rückfall so doch die Angst vor ihm, wenn sie der Zukunft die Kraft entlehnt. Wenn das Vergangene werden darf was es ist, das Vergangene, wenn ein Mensch es hinter

sich läßt, um den guten Weg zu betreten, und nicht allzu oft zurücksieht, da verändert er sich selber nach und nach, und das Vergangene verändert sich unmerklich im selben Maß, und zuletzt passen sie gleichsam nicht mehr zueinander, das Vergangene schwindet zu einer unbestimmteren Gestalt, es wird eine Erinnerung, die Erinnerung wird minder und minder schrecklich, sie wird stiller, sie wird mild, sie wird wehmütig, und mit jeder dieser Bestimmungen ist sie im Begriff, sich mehr und mehr zu entfernen; zuletzt wird das Vergangene ihm fast fremd, er faßt nicht einmal, wie es möglich war, daß er so irre gehen konnte, und er hört der Erinnerung Erzählung davon, wie der Wanderer die Sage hört vom fernen Land — aber der Rückfall lehrt einen verstehen, wie es möglich war; ja die Angst vor dem Rückfall, wenn sie plötzlich erwacht, wenn sie auch nur einen Augenblick für sich hat, sie weiß ihn zu nützen, alles so gegenwärtig zu machen, nicht wie eine Erinnerung, sondern als ein Künftiges. Doch erkennt ein Apostel, daß dies ihm von Nutzen ist, daran, daß jede zeitliche Angst, die bloß wünscht, verzehrt, jedes Selbstvertrauen, das schon fertig sein will, im Fegefeuer der Möglichkeiten verbrannt werden, jede Feigheit, die sich an der Gefahr vorbeischleichen will, in der Wüste der harrenden Erwartung umkommen muß. Nur mit großer Schwierigkeit lernt ein Mensch sich selber erkennen; sein Trachten nach dem Ewigen kann ganz aufrichtig sein, und doch kann eine Gefahr bestehen, von der er, wenn es ihm selber überlassen bliebe, so gerne frei sein möchte, die er so gerne umgehen würde, und so kann bei aller Demut dennoch eine verborgene Eitelkeit in ihm sein, da er nicht sich selber erkennen lernte bis zum Aeußersten, weil er nicht geängstigt wurde bis zum Aeußersten, zu Tod und Vernichtung. Man richte keinen, oder jeder nur sich selber. Ach, alles schiene so gesichert, wenn nur diese Gefahr nicht da wäre; des Himmels Seligkeit war so unsagbar, und nun

diese Möglichkeit! Da brennt der Pfahl im Fleisch; denn wenn ein Mensch nicht des Himmels Seligkeit vernommen hat, wird er wohl auch nicht so viel leiden. O daß es doch rasch geschehen wäre, daß es endlich heißen müßte: Vorbei! Aber wenn man geängstigt wird, geht die Zeit langsam; und wenn man viel geängstigt wird, da ist selbst ein Augenblick langsam mordend; und wenn man zu Tode geängstigt wird, da steht die Zeit zuletzt stille. Laufen zu wollen schneller als je, und da nicht einen Fuß rücken zu können; den Augenblick kaufen zu wollen mit Aufopferung alles andern, und da zu lernen, daß er nicht feil ist, weil „es nicht liegt an Jemands Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen". Daß dies einem Menschen von Nutzen ist, wer versteht es; denn hier erdreistet sich die Gedankenlosigkeit doch wohl nicht, mit dem helfen zu wollen, was sie so gewöhnlich zur Erklärung des im Leben Nützlichen sagen kann.

Wir haben vom Pfahl im Fleisch geredet; wir haben gesucht, den Ausdruck im Allgemeinen zu erklären, d. h. in jenem Allgemeinen, in welchem es dadurch, daß es einen einzigen Menschen angeht, alle angeht. Im Besondern haben wir uns nicht darum gekümmert zu ergründen, was Paulus für seine Person mit diesem Ausdruck gemeint haben könne, am wenigsten von allem wünschten wir im selben Sinn darnach zu fragen, wie wenn einer fragte, ob Paulus groß oder klein von Wuchs gewesen sei, schön von Angesicht, und anderes solches. Im Besondern wollen wir auch nicht versuchen, das vielleicht Zufällige, vielleicht Unbedeutende anzudeuten, das in dem Einzelnen dessen Pfahl im Fleisch sein kann. Vielleicht möchte die Schilderung davon einen Leser fesseln, vielleicht könnte sie sogar dem Redenden seine Bewunderung gewinnen; aber es wäre verächtlich, wenn der Redende so die Erbauung stören wollte. Die allgemeine Erklärung

dagegen ist diese: daß das höchste Leben auch sein, ja das schwerste Leiden hat; daß nicht einer leichtsinnig das wünschen soll, dessen Gefahr er lügnerisch ausläßt; daß nicht einer mißmutig werden soll, wenn er in Gefahren gerät, von denen er vielleicht nichts ahnte; daß nicht einer geistlos seines Lebens bequeme und behagliche Tage preisen soll. Bloß daß ein Mensch recht auf diese Gefährlichkeit aufmerksam wird, damit ist er schon im Begriff, den guten Streit zu beginnen. Der Trost kommt wohl, aber man ergreife ihn nicht zu früh. Der, der hier geredet hat, ist noch jung, er soll keinen hindern erschreckt zu werden; denn er wird keinen trösten können mit der zweideutigen Erfahrung, daß ein langes Leben ihn gelehrt habe, daß die Gefahr nicht so groß war, wie ein Apostel sie schildert, und wie sie wohl jeder tiefere Mensch einmal in der Jugend geahnt hat, — bis die Wege sich scheiden: der Eine der Gefahr und des Schreckens guten Streit streitet; der Andere klug wird und geistlos sich an des Lebens Sorglosigkeit erfreut.

Berichtigung. Infolge eines Versehens ist in dem Aufsatz „Widersacher des Menschen" von Carl Dallago zu Beginn dieses Heftes auf S. 738 die Zeile 11 v. o. falsch wiedergegeben. Sie lautet richtig: „gerade diese Taktik einer tieferen Verlegenheit zeugt für".

CARL DALLAGO

Demnächst erscheinen

DIE BÖSE SIEBEN

Essays

Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort

Preis brosch. Mk. 3.— (K 3.60), geb. Mk. 4.— (K 4.80)

* * *

UEBER EINE SCHRIFT SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

Preis brosch. Mk. 1.— (K 1.20)

Früher erschienen:

PHILISTER / Essay Geh. 80 hl (70 Pfg.)

OTTO WEININGER UND SEIN WERK / Studie Geh. K 1.-- (85 Pfg.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen od. direkt vom

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Nummer 399:

Glossen / Der Tonfall /
Notizen / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XV komplett in 19 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 375.—**

2. **„DIE FACKEL"** Herausgeber: Karl Kraus Nr. 1—81 in 9 Originalbände **geb.** Mit allen Registern etc. Tadelloses Exemplar. Gänzlich vergriffen. Preis **K 75.—**

3. **Die Fackel** Nr. 1, 2, 3 sehr selten . . . . . **à K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität **antiqu.** nur K 5.20
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche **antiqu.** nur K 3.—
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . **antiqu.** nur K 5.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo. . **antiqu.** nur K 2.—
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—

19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**

20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**

21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) **à K 14.40**

22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**

23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—

24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig